

PAEDAKOOP KUNST & BAU

2015 - 2020

Vielleicht
meine ich
mit Kunst
Leben.

- S. 005 VORWORT**
BARBARA SCHÖBI-FINK
- S. 009 WAS UNS BEWEGT**
MICHAEL HOLLENSTEIN &
ALEXANDRA HEINZLE
- S. 013 FORMEN DER
UNENDLICHKEIT**
MARIA JANSA
- S. 025 HAUS**
FLATZ
- S. 033 HEIMAT**
BELE MARX &
GILLES MUSSARD
- S. 049 BESETZUNG**
FERDINAND RUEF
- S. 061 ALLES QUADRAT**
ILSE ABERER
- S. 071 IM WALD**
INGO GIEZENDANNER
- S. 083 THIS ROCKS**
STEPHEN MATHEWSON
- S. 093 IN DER SPUR**
HARALD GFADER
- S. 103 DANK**
IMPRESSUM

Vorwort

Kunst hat eine eigene Sprache und geht eigene Wege. In ihr schlummert das Potential, etwas zum Ausdruck oder in Schwingung zu bringen, was mit herkömmlichen Mitteln nicht zu kommunizieren oder nicht möglich wäre. Diese Überzeugung ist das Fundament eines wunderbaren Experiments, von dem in dieser Publikation erzählt wird.

Es war im Jahr 2015, als sich die Mitglieder der Kommission für Kunst und Bau – Friedemann Malsch, Franziska Leeb, Corinne Schatz, Wolfgang Fiel, Markus Dejaco, Karl-Heinz Ströhle und Winfried Nußbaumüller – das erste Mal in Schlins in der Paedakoop mit dem damaligen Direktor Gerd Bernard und dem stellvertretenden Bereichsleiter Michael Hollenstein trafen. Der Verwaltungsbau sollte generalsaniert werden und laut den Richtlinien für Kunst und Bau standen € 120.000,- für die Umsetzung eines oder mehrerer Kunstprojekte zur Verfügung. Nach einem ausführlichen Gespräch waren sich alle Beteiligten sehr schnell einig, dass Begegnungen einzelner Künstlerinnen und Künstler mit den Kindern und Jugendlichen vor Ort eine für beide Seiten bereichernde Zeit mit sich bringen könnte. Das Gefäß für dieses partizipativ angelegte Vorhaben war ebenso schnell gefunden: temporäre Ateliers.

*In der **Paedakoop** werden Kinder und Jugendliche im schulpflichtigen Alter sozialpädagogisch und traumapädagogisch, psychologisch und therapeutisch betreut. Diese Mädchen und Jungen haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und sind in ihrer mentalen, sozialen und schulischen Entwicklung erheblich gefährdet. Die Paedakoop mit ihren vielfältigen Angeboten ist ein Fachbereich des Vorarlberger Kinderdorfs. Ihre Spezifität besteht in der engen Kooperation mit der Paedakoop Privatschule, deren Träger das Werk der Frohbotschaft Batschuns ist.*

*Im Rahmen der Richtlinie für **Kunst und Bau** stellt das Land Vorarlberg ein Prozent der Nettoerrichtungssumme des betreffenden Hochbaus für künstlerische Projekte zur Verfügung. In Zusammenarbeit mit der Bauherrenschaft, den Architekt:innen und Nutzer:innen entscheidet eine vom Land bestellte Kommission über die Art der Vergabe. Auf Empfehlung dieser Kommission erfolgte für die Paedakoop die Beauftragung eines mehrjährigen Kunstprojektes an insgesamt acht Künstlerinnen und Künstler. Die Autorin Gabriele Bösch hat alle Künstler:innen-Aufenthalte in der Paedakoop literarisch begleitet. Ariane Grabher hat dazu die Einführungstexte verfasst.*

2016	2017	2018	2019	2020
Frühjahr Maria Jansa www.mariajansa.at	Frühjahr Bele Marx und Gilles Mussard www.belegilles.com	Frühjahr Ilse Aberer www.ilseaberer.at	Frühjahr Ingo Giezendanner www.grrrr.net	Frühjahr Harald Gfader „Ich leiste mir den Luxus keine Website zu haben.“
Herbst FLATZ www.flatz.net	Herbst Ferdinand Ruef www.fedhe.eu		Herbst Stephen Mathewson	

20 Künstlerinnen und Künstler wurden von der Kommission nominiert und um ein einseitiges Konzept zu den einzelnen Vorstellungen für einen zwei-monatigen Atelieraufenthalt in der Paedakoop angefragt. Schließlich wurden acht Kunstschaffende (davon ein Künstlerpaar) auf vier Jahre verteilt nach Schlins eingeladen.

Jeder einzelne Künstler, jede einzelne Künstlerin suchte sich seinen/ihren eigenen Arbeitsort aus: eine Ecke in einer Wohngruppe, das Atelier mit Blick ins Tal, den Werkraum im Schulgebäude, die Ruine, den Wald, manchmal auch mehrere Orte... Es sollte um Begegnungen gehen, um Präsenz, um Möglichkeiten, um Austausch. Intensität und Umfang sollten frei gestaltbar sein.

Es folgten acht gänzlich unterschiedliche Herangehensweisen und damit völlig verschiedene Zugänge für die Kinder und Jugendlichen – immer vor dem Hintergrund, dass mit der angebotenen Kunst stets nur ein Rahmen abgesteckt wurde, welcher als Erfahrungsmöglichkeit angenommen oder auch ignoriert werden konnte.

Rückblickend wissen wir, dass viele Kinder und Jugendliche den Kontakt gesucht haben, dass sich die Künstlerinnen, die Künstler und die Kinder über unterschiedlichste Wege gefunden und auch angefreundet haben, voneinander gelernt haben, dass das Projekt von allen Partnern vor Ort – Direktion, Wohngruppen, Hausmeister etc. – stets mehr als nur mitgetragen wurde und sich das Engagement aller Beteiligten mehr als gelohnt hat. Die folgenden Seiten geben einen berührenden Einblick!

Landesstatthalterin Dr. Barbara Schöbi-Fink

Was uns bewegt

Feuer und Ton, Holz und Metall, Performance und Film, Zeichnung und Wäscheleine, Farbe und Quadrat, Papier und Stift, Klebeband und Superheld, Zufall und Spur, ich und du ... das alles und noch viel mehr machte PaedaKunstKoop aus.

Kunst ist Möglichkeit. Sie kann erfreuen, sie kann erregen, sie kann beglücken, sie kann verstören, sie kann verärgern, sie kann gelingen, sie kann scheitern. Sie kann vor der Zeit sein, mit ihr oder nach ihr. Sie kann das Herz von Menschen erreichen und tiefe Gefühle auslösen. Sie kann das Hirn von Menschen ansprechen und nachdenklich machen. Sie kann leicht und sie kann schwer sein. Sie kann viel Arbeit machen oder gar keine.

Pädagogik ist auch Möglichkeit. Sie kann erfreuen, sie kann erregen, sie kann beglücken, sie kann verstören, sie kann verärgern, sie kann gelingen, sie kann scheitern. Sie kann Räume fürs Leben öffnen oder schließen. Sie kann einen Weg aufzeigen und die Spur in eine bestimmte Richtung lenken. Sie kann Grenzen definieren und zum Einhalten wie zum Übertreten einladen. Sie kann Unterstützung, Hilfe und Begleitung sein, sie kann hemmen, kränken und verletzen.

Kunst entfaltet sich in Räumen der Möglichkeit: in Ateliers, auf Wänden, auf Plätzen, in Museen, in Theatern, in Kinos. Pädagogik entfaltet sich auch in Räumen der Möglichkeit: in Familien, im Kindergarten, in einer Schulklasse, in einem Verein, in einer Wohngruppe. Kunst und Pädagogik falten sich. Nach Außen und Innen. Sie stellen Öffentlichkeit und Intimität her; nicht selten gleichzeitig. Kunst und Pädagogik hinterlassen immer Spuren. Sie haben Wirkung und Bedeutung. So oder so.

*Acht Künstlerinnen und Künstler – genau genommen sogar neun, denn mit Bele Marx und Gilles Mussard war ein Künstler*innenpaar am Werk – arbeiteten über viereinhalb Jahre hinweg je zwei Monate in der Paedakoop Schlins. Davor stand eine Idee: Was wäre, wenn wir Künstler:innen einladen, bei uns zu arbeiten? Aus dieser Idee und der Intention, Kunst und Pädagogik zu verbinden, wurde die Wirklichkeit eines Kunst&Bauprojektes.*

Und was geschah, das ist erstaunlich und zaubert uns beim Schreiben ein Lächeln ins Gesicht und warme Freude ins Herz. Kinder und Jugendliche kamen mit den Künstler:innen Maria Jansa, Platz, Bele Marx und Gilles Mussard, Ferdinand Ruef, Ilse Aberer, Ingo Giezendanner, Stephen Mathewson und Harald Gfader in Begegnung. Mit Ton, Witz, Metall, Holz, Wasserfarben, Wald, Freude, Acrylfarbe, Arbeit, Lack, Stille, Klebeband, Bewegung, Schnur, Streit, Holzkohle, Ruhe, Film, Wut, Action, Lachen, Buntstiften und Zuneigung schufen die Künstler:innen und die Jungen und Mädchen Skulpturen, Objekte, Bilder, Filme, Performances voller Leben und Lebendigkeit. So soll es sein.

Michael Hollenstein und Alexandra Heinzle, für die Paedakoop

Formen der Unend- lichkeit

MARIA JANSA
2016

Das *Feuer* spricht *das* *letzte Wort*

Im Schaffen der Keramik- und Objektkünstlerin Maria Jansa spricht das Feuer das letzte Wort. Der Brand, besonders der Feldbrand, hat seine eigenen Gesetze. Das geformte, irdene Gut muss – wortwörtlich – durchs Feuer. Das feuchte, geschmeidig-formbare Material, durchs Trocknen matt geworden, wird in der Glut gehärtet. Dieser archaische Transformationsprozess hat etwas Alchemistisches, die Verwandlung im Feuer, das Erglühen und Verlöschen, steht symbolhaft für unser Leben. Ebenso die Erde, die in zahlreichen Mythen Ursprung und Ende der Existenz markiert. Im Wissen um diesen ewigen Zyklus des Werdens und Vergehens ist Maria Jansa zur Lemniskate, zur Form der liegenden Acht als Zeichen für die Unendlichkeit, gelangt. Schleifenförmige Objekte, organisch, plastisch, die weder Beginn noch Ende haben und die Frage nach Anfang, Schluss oder Dauer der Unendlichkeit müßig erscheinen lassen.

Wo die Mathematik gleich mehrere verschiedene Unendlichkeiten kennt, sind Unendlichkeitskonzepte in der Philosophie und zumal in christlichen Kulturen mit dem Bild des sterblichen, endlichen Körpers und der ewigen, unvergänglichen Seele eng an Unsterblichkeitsvorstellungen gekoppelt. Auch nach dem Tod spricht vielfach das Feuer das allerletzte Wort. Und in einer besonderen Reihe von Objekten schließt sich in der Werkstatt von Maria Jansa der Kreis. Denn während es für die unsterbliche Seele kein Aufbewahren und kein Festhalten gibt, formt und brennt die Künstlerin irdene letzte Gefäße, Urnen, für die irdischen Überreste. Von Ariane Grabher

WO BEGINNT DIE UNENDLICHKEIT... ODER IMPROVISATIONEN ZUR LEMNISKATE

von Gabriele Bösch zu Maria Jansa
Schlins im April/Mai 2016

Ein heller Raum. Ein kahler Raum. Durch die Fenster sieht man den Hohen Kasten, er ist noch schneebedeckt. Die Kästen im Raum sind abgeschlossen, geben ihren Inhalt nicht preis. Auf den fünf Tischen stehen ein paar Hocker auf dem Kopf. Neben das Pult stellt Maria Jansa ihre mitgebrachte Tasche. Ihr Blick durchstreift den Raum, dann bleibt er am blühenden Apfelbaum draußen hängen.

Wie steigt man in das Thema „Unendlichkeit“ ein, mag sie sich fragen. Bäume blühen, bevor die Blätter sprießen. Sie kennt die Schüler und Schülerinnen noch nicht, mit denen sie hier in den nächsten zwei Monaten arbeiten wird. Sie weiß noch nicht, wie sie sie einlädt, sich auf einen künstlerischen Prozess einzulassen. Sie ist es selbst nicht gewohnt, einen künstlerischen Prozess, der erst im Nachhinein sichtbar wird, vor den Augen anderer zu erarbeiten. Sie steht also leer in einem leeren Raum. Was ist der erste Schritt? Lemniskate. Die liegende Acht. Das Zeichen für Unendlichkeit. Alles in diesem Werkraum ist eckig. Nichts erinnert auch nur an einen Auszug dieser mathematischen Kurve, die sie mit den Kindern räumlich ergründen will. Sie muss also diese schwungvolle Bewegung in diesem Raum verankern, bevor sie die Einladung zur Mitarbeit ausspricht. Sie muss selbst erst in diese Bewegung finden und beansprucht daher den Raum für ein paar Tage für sich selbst. Sie legt Zeichenblätter auf. „Die Inspiration existiert, aber sie muss dich bei der Arbeit finden.“ Dieses Zitat von Picasso wird sie später an die Wand hängen. Jetzt beginnt

sie, weiß auf weiß die Lemniskate zu zeichnen: zahlreiche Linien übereinander, bis die Bewegung in ihre Arme, ihren Körper eindringt. Bewegung und Körper sind eins. Nun kann die Bewegung den Geist durchdringen. Maria weiß jetzt, wie sie die Kinder an die Arbeit heranführen wird: Sie zeigt ihnen Blüten an den Ästen des Baumes, dessen Blätter erst noch sprießen werden. Die Früchte werden Tonobjekte sein, die erst im Feldbrand ihre wirkliche Reife erlangen.

Wenn eine Bewegung erfasst ist, kann sie abstrahiert werden. Maria erstellt nun bunte Variationen der Lemniskate. Die Frage, wie sie von der zweidimensionalen Bewegung auf dem Blatt in eine dreidimensionale, räumliche Bewegung komme, bleibt für einen Moment offen. Sie beginnt daher, den Raum vorzubereiten. Sie legt Bücher auf, die u.a. Skulpturen von Henry Moore zeigen, sie legt Fotografien von Quallen oder Chladnischen Klangfiguren auf, Fotografien von Strukturen in Schnee. Alle diese Bilder zeigen in Teilstücken die Bewegungen von Lemniskaten. Das soll den Kindern den Zugang erleichtern und sie gleichzeitig öffnen für eine neue Wahrnehmung: Die Lemniskate zeigt eine Urbewegung, die überall zu finden ist. Maria gestaltet eine ganze Pinwand mit all den Hinweisen, die sie selbst gesammelt hat. Die Hinweise reichen vom Mathematiker Bernoulli über die Stararchitektin Zaha Hadid bis hin zur Arbeit eines Osteopathen, der sich der „lemniskatischen“ Bewegungen in unseren Körperflüssigkeiten und Gelenken bewusst ist.

Dann deckt sie einen Tisch mit Kübeln, Ton, Tischränderscheibe, Vlies, Schmirgelpapieren und anderen Werkzeugen. Dabei fällt ihr eine Rolle Draht in die Hand, die sie eigentlich für die Tonsäge braucht. Sie schneidet ein Stück ab und schließt die Enden zu einem Kreis. Sie beginnt, diesen Kreis um einen gedachten Mittelpunkt zu verdrehen, bis sich eine räumliche Drahtlemniskate bildet. Dann bildet sie auch aus dem Draht Variationen und legt sie vor das Fenster. Diese metallenen Zeichen für Unendlichkeit schreiben sich an diesem sonnigen Tag in den Schatten auf dem Fensterbrett fort. Nun ist Marias Vorbereitung abgeschlossen. Sie öffnet die Türen des Werkraumes.

Die Kinder kommen vormittags zu Maria, so ist die künstlerische Tätigkeit in den Schulbetrieb integriert. Sie dürfen schauen, die gesammelten Informationen entdecken und in den ersten sichtbaren Spuren von Marias Einstieg in einen künstlerischen Prozess gehen. Sie machen ihre ersten Erfahrungen mit der Lemniskate gleich selbst. Sie ziehen Handschuhe an, um den Draht um einen Kübel zu wickeln und ihn zu einem Kreis zu schließen. Dann biegen sie ihn. Das braucht Kraft, das braucht das Vertrauen, etwas zerstören zu dürfen, um Neues zu entdecken. Noch ist ihr Tastsinn durch die Handschuhe abgefedert in diesem ersten Schritt, er wird erst freigelegt, wenn sie in den Ton greifen. Er wird wieder abgefedert sein, wenn sie das Zwischenprodukt behandschuht ins Feuer legen – und wieder frei sein, wenn sie mit Händen in der Asche wühlen, um ihr Werk zu bergen. Wie und wann die Kinder lernen, ihre Hände zu schützen, scheint wie ein Lernprozess, der auch auf anderer Ebene wirken kann, dann, wenn der räumliche Raum verlassen wird und es um etwas Nichtstoffliches geht wie Psyche oder Seele.

Die Kinder fühlen sich wohl. Gemeinsam mit Maria beobachten sie Wasserläufe und beginnen, das Unendlichkeitszeichen und seine Bewegung an allen möglichen Orten zu entdecken. Sie studieren Konvexität und Konkavität in ihrem Wechselbild in Schneebildern. Sie haben Freude daran, das Wort Lemniskate selbst in ihren Unterricht einzubauen und die Lehrer und Lehrerinnen zu überraschen. Sie beginnen, die Stille, die bei Maria im Werkraum herrscht, zu mögen. Sie lernen anhand ihrer geformten Werke den Begriff „Objekt“ und werden zugleich selbst zum Subjekt: Ich bin es, ich erschaffe hier. Und was ich im künstlerischen Prozess erschaffe, ist immer richtig. Ich darf ich sein. Ich darf mir selbst zusehen beim Ich-Sein und mich daran freuen. Ich darf sogar darüber lachen.

Die Selbstwirksamkeit und Schöpfung betrachte ich für unsere Kinder als enorm wichtig. Es ist wichtig, dass unsere Kinder der Kunst begegnen dürfen. Es ist für einige die Möglichkeit, sich auf andere Art und Weise der Welt mitzuteilen.

ADRIANA BALAZOVA, SOZIALPÄDAGOGIN PAEDAKOOP

Als der nächste Schritt ansteht, entscheiden sich die Kinder für weißen Ton. Er erinnert weniger an Erde und ist, scheint es, leichter zu bearbeiten. Er lässt sich auch leichter brennen. Maria bereitet Tag für Tag den Ton vor, damit er die richtige Konsistenz hat. Mit bloßen Händen kneten die Kinder jetzt Kugeln. Wenn man das Material lange rundet, wird man selbst rund, sagt Maria. Das Runde wird am Ende leicht verdreht. Eine Plastik ohne Hohlraum entsteht. Ein Junge jedoch formt ein Herz.

Er ist sich sicher, dass es den Brand überstehen wird. Wenn das Objekt fertig geformt ist, wenn es angetrocknet ist, wird es geschabt, gestreichelt, geschliffen und mit Halbedelsteinen poliert. Und noch einmal wird gestreichelt. Die Zärtlichkeit im Raum ist zum Greifen.

Dann lernen die Kinder, einen „Stock“ zu schlagen. Sie formen aus Tonspätzle einen Block, dann bearbeiten sie ihn zu einer Platte, die keinen Lufteinschluss mehr hat. Mit der Tonsäge, die aus einem Holzgestell und Draht besteht, schneiden sie die Platte in Streifen. Diese lassen sie über Nacht trocknen und drehen sie dann am nächsten Tag. Das braucht Sorgfalt, Sensibilität für den Rohling und die Gewissenhaftigkeit, pünktlich zur Arbeit zu kommen. Wenn die Kinder Risse in ihrer Platte sehen, erschrecken sie und müssen sich erneut in Vertrauen üben. Manche machen ein Loch in ihre Vollplastik, die sie so aufwendig hergestellt haben – und das muss ein Erlebnis sein. „Barbara Hepworth hat das als Erste getan“, lacht Maria, „und dann hat Henry Moore es ihr nachgemacht. Das muss man erst einmal über’s Herz bringen!“ Die kleinen Werke muten in ihrer Weißheit und Form wie Knochen eines größeren Ganzen an. Form. Mut. Weisheit. Werk. Vielleicht sind es tatsächlich Knochen eines so großen Wesens, wie wir uns es nicht vorstellen können, eines Phantasiewesens, dessen Herz auch unvorstellbar groß sein muss.

Die Rohlinge sind fertig, und noch immer wissen die Kinder nicht, ob sie scheitern werden. Werden die Werke den Brand heil überstehen? Wochenlang haben sie geknetet, gestreichelt. Die Form ist in sie übergegangen. Was, wenn sie bricht? Der Feldbrand ist der riskanteste Brand, den es gibt, und er wird aufwändig vorbereitet. Maria lässt Holz in Frastanz sägen, besorgt zusammengebundene Schwärtlinge als billigeres Brennmaterial, holt Sägemehl in einer kleinen Säge, meldet den Brand bei der Feuerwehrzentrale in Feldkirch und auch in der Gemeinde an. Am Lagerfeuerplatz der Paedakoop soll das große Ereignis vonstatten gehen. Doch das Wetter spielt vorerst nicht mit. Der Feldbrand muss um Wochen verschoben werden, weil es dauernd regnet. Das Holz wird unter Folien verstaubt.

Als es dann soweit ist, holt Maria den Zivildienstler ab. Gemeinsam mit den Kindern machen sie ein kleines Feuer, um den Boden aufzuwärmen. Rundum dieses Feuer wird ein Steinkreis angelegt. Um diesen Steinkreis wird Sägemehl aufgeschüttet und darauf die Tonobjekte vorsichtig gebettet. Sie dürfen nicht im Nassen liegen, sonst gehen sie kaputt. Die Kinder sind mit guter Kleidung ausgerüstet, die nicht aus Synthetik sein darf. Gute Schuhe und feuerfeste Handschuhe. Zivildienstler und Hausmeister helfen, wo es geht. Dann wird angeheizt. Mit Mistgabeln und Rechen wird die Glut immer wieder gut verteilt. Am Rande werden die Objekte gedreht, damit sie gleichmäßig trocknen. Als der Glutstock nach etwa drei Stunden gut genug ist, legen die Kinder mit Raku- und Heugabeln mit schmalen Zinken die Elemente ins Feuer. Als alle Objekte drin liegen, schüttet Maria das Sägemehl darüber. Das ist einerseits Schutz gegen die Kälte von oben und andererseits reduziert es den Sauerstoffgehalt und die weißen Objekte färben sich schwarz. Dann werden vorsichtig die Holzspalten über das alles gelegt, dazu muss man nah an die Glut. Die robuste

Im Sinne von „Kunst soll berühren“ und „Emotionen wecken“ ist diese Art von Kunst am Bau wohl einzigartig gut gelungen.

GERHARD HEINRITZ, BEREICHSLEITER PAEDAKOOP

Kleidung macht sich bezahlt. Auf diesen gewachsenen feurigen Berg werden dann Grassoden gelegt, die die Hitze unten halten. Maria deckt zusätzlich alles mit organisierten Wellblechen ab, weil das Wochenende kommt. Es darf nicht hineinregnen in diesen glühenden Zauberräumen. Die Zivildienstler helfen bei all dem. Kinder und Feuer, da kann man nie genug Augen haben, und hilfreiche Hände braucht diese Aktion auch. Erst nach drei Tagen gräbt Maria mit den Kindern die Formen aus, sie hat das filmisch festgehalten. Im Film ist das Standbild zunächst schwarz. Man hört es rumpeln, man hört es rascheln. Die Anspannung muss so groß sein, dass die Kinder schweigen. Man hört nur Blech auf Blech. Dann erst sieht man eine weiße Hand, die Wellblech von einer erkalteten Feuerstelle entfernt. Man sieht zwei kleine Hände, die Keramikscherben passend aneinanderlegen, ein Zwischenstück fehlt wohl. Die kleinen Hände graben sich durch Asche und Holzkohle. „Do!“, ruft das Kind überrascht und erfreut. Es hat einen Teil seiner Kostbarkeit gefunden. Dann sieht man viele behandschuhte Hände, die in der Asche suchen. „Mein Liebling hat überlebt!“, ruft Maria. „Das hat auch überlebt“, ruft ein Kind und Maria freut sich lachend. Dann schwenkt der Film zurück zum eigentlichen Anfang, zum Aufschichten von Holz, zum Knistern des Feuers. Zu einem Knistern, das wohl seit Marias Betreten des Werkraumes in der Luft lag: Werden wir es gemeinsam schaffen, ein Feuer zu entfachen, das unser Innerstes, unsere Inspiration in Form bringt, um sie im Feuer zu festigen?

Einfach berührend. Die wohlbegleiteten Jugendlichen. Hände im geschmeidigen Ton formen und polieren aufmerksam. Staunen über das große Feuer mit seiner starken Hitze; dann Ausgraben der eigenen Werke.

MARIA JANSA

Maria Jansa, die Tonkünstlerin im doppelten Sinne, ist die erste von acht Künstlerinnen, Künstlern und Künstlerehepaaren, die hier im Kunst-und-Bau-Projekt mit den Kindern der Paedakoop gearbeitet hat. Sie hat quasi den Boden vorbereitet, ihn erwärmt und das Feuer der Begeisterung entfacht. Sie hat die Wärme in Form von Beziehung gut dosiert verteilt. „Maria“, sagte ein Kind, „ich fühl mich so wohl bei dir, sag, kannst du nicht bleiben?“ Es ist der Ton in dieser Frage, es ist der gebrannte Ton in Form einer Lemniskate, der Kinder, Lehrer und Lehrerinnen und die Künstlerin selbst wohl noch lange begleiten wird. Nachhall und Nachhaltigkeit. Dazwischen erstreckt sich ein Feld und der Mut zum großangelegten Brand. Ein Weg, der nur miteinander gegangen werden kann und immer in ein Morgen weist. Ein Morgen, an welchem du den Deckel hebst und schaust und staunst, was darunter ist. Auch das bist du.





Haus

FLATZ
2016

Ein Haus auf dem Haus

Bittet man ein Kind, ein Haus zu zeichnen, wird es nicht lange überlegen: zwei Striche für die Außenwände, zwei schräge Striche fürs Dach, danach vielleicht eine Tür, ein Fenster und ein Schornstein. Hinter dieser schnell skizzierten spitzgiebeligen Klarheit steht weit mehr als ein Material gewordenes Behältnis für Mensch, Tier, Möbel und andere Dinge mehr, oder ein Schutz vor der Witterung. Ein Haus ist ein Zuhause, ein Ort der Geborgenheit und Sicherheit, ein Zufluchtsort. Auch FLATZ, der als Künstler in seinen Leib und Seele verzehrenden, psychisch und physisch an die Schmerzgrenze gehenden Aktionen seinen Körper zum Material und Medium gemacht hat, hat sich über seine Kunst hinaus so einen Zufluchtsort geschaffen.

Der Eintrag „2003 Norton. Der Apfel fällt vom Stamm! Ein Haus gebaut, einen Baum gepflanzt, einen Sohn gezeugt“ auf der Website von FLATZ deutet die Tragweite und Bedeutung dieses Aktes an. Ebenso vielleicht der Name, den der Künstler, Musiker und Schauspieler seinem Münchner Domizil, Wohnhaus und Atelier, gegeben hat: „Heaven 7“, der siebte Himmel, markiert die Suche nach dem Paradies auf Erden und geht – FLATZ wäre sonst nicht FLATZ – einen Schritt weiter, übers Dach hinaus. Auf dem Dach eines siebenstöckigen Hochhauses in einem ehemaligen Industrieareal ist eine dem Himmel nahe Kunstlandschaft entstanden. Ein wundersamer Skulpturengarten auf 3.200 m² mit Glockenturm, goldenem Wohnwagen, Almhütte (eine Referenz an die Vorarlberger Heimat und seine Jugend), ausgerangiertem Kampfhubschrauber und etlichem mehr – ein Haus auf dem Haus als ebenso poetisches wie bodenständiges Zuhause in luftiger Höhe für Künstler und Kunst.

Von Ariane Grabher

MÜNCHEN..SCHLINS.. JAGDBERG..WIE GEHT DAS NUR ZUSAMMEN..

Dieser Text nimmt Bezug auf Fragen, die Gabriele Bösch an FLATZ gerichtet hat. FLATZ hat daraus einen eigenen Text erstellt, der hier unverändert abgedruckt ist.

Schlins im November/Dezember 2016

die Jahreswende 2015/16 hatte es in sich..eine lang-jährige Beziehung ging in Brüche..eine Hoffnung war an den Realitäten des Lebens gescheitert..das Ende war schmerzvoll.. ein Tapetenwechsel tat Not..mir kam die Einladung zu einem Kunst und Bau Projekt..meines Heimatlandes..des Landes Vorarlberg..am Jagdberg in Schlins..gerade recht..als Vorarlberger war mir der Jagdberg in negativer Erinnerung..weil mir als Kind..wenn ich ungezogen war, von meinem Vater gedroht wurde.. „wenn nid reacht tuascht..kumscht in Jagdberg“..was das bedeutet war mir nicht bewusst..aber der Unterton in der Stimme meines Vaters ließ Böses ahnen..die Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht..sie saß..

das ungewöhnliche an dem Kunst und Bau Projekt..nicht wie üblicherweise ein Bild oder eine Skulptur als Behübschung und Verzierung eines Gebäudes abliefern zu müssen..reizte mich..gefordert war..am Jagdberg in Schlins mit auffällig gewordenen Jugendlichen vor Ort zu arbeiten..eine Herausforderung der besonderen Art.. ich nahm sie an..zog für 2 Monate von München nach Schlins in eine kleine Ferienwohnung..und hatte keine Ahnung..was da auf mich zukam und wie das werden würde..

im Vorfeld meiner Überlegungen zu dem Projekt nahm die Vorstellung ..was bedeutet "ein Zuhause haben" breiten Raum ein..ich begann nachzudenken was ein "Haus" für den Einzelnen aber auch für das

kollektive Miteinander in all seinen Facetten und seiner Komplexität bedeutet..das HAUS..

ein von Menschen konstruiertes Gebilde und Verhältnis..für Menschen..Tiere..Nahrung..Möbel..Fahrzeuge..Waffen..Geräte und Waren aller Art..in dem sie zunächst Schutz..Sicherheit und Geborgenheit vor Unwägbarkeiten des Wetters..sowie Angriffe und Übergriffe durch andere suchten.. im Lauf der Evolution wurden Häuser immer vielfältiger..sie wurden Manifeste..Symbole der Sesshaftigkeit..Vielfältigkeit..kulturellen Zugehörigkeit..Wehrhaftigkeit..Macht..Repräsentation..Reichtum..Freiheit..aber auch des Größenwahns und der Vergänglichkeit.. Häuser sind aber auch Ausdruck der Persönlichkeit.. Intimität..Harmonie..Schönheit..Kitsch..Kleinkariertheit..Individualität..Orte des Friedens..des Rückzuges..aber auch der Gewalt und des Gefangenseins.. in der Auseinandersetzung mit dem Naheliegenden aller Bedürfnisse..außer Liebe Geborgenheit Sicherheit..dem Bedürfnis ein Zuhause zu haben..entschloss ich mich..angesichts der Millionen von Flüchtlingen die ihr Zuhause verloren haben..und der Situation der Kinder und Jugendlichen am Jagdberg..das Thema Haus als Projekt im Hier und Jetzt zu situieren und etablieren..

das HAUS in den Mittelpunkt und Focus meines Beitrages zum Kunst und Bau Projekt in Schlins zu stellen..und all die Fragen zum Thema die ich mir stellte

und die sich aufdrängten..mit den aus der Norm gerutschten verstörten Jugendlichen zu diskutieren und zu bearbeiten.. es war Winter..ich fuhr nach Schlins..ohne zu wissen..was mich in den nächsten 2 Monaten erwartet..und war auf Überraschungen eingestellt..

nach der Vorstellung der Institution Paedakoop durch die Direktorin des Hauses und den Erläuterungen des Projektleiters zur psychologischen Gemengelage vor Ort ..war mir klar..dass Zurückhaltung..Einfühlsamkeit und Demut..der Weg und die Voraussetzung war..um das Vertrauen der verstörten aus der Rolle gefallenen Jugendlichen..für die Kooperation und Umsetzung des Projektes zu gewinnen..

es war ein zartes Herantasten..nachdem sich 7 bis 8 Jugendliche gemeldet hatten die mit mir das Wagnis eingehen wollten..es begann..indem ich sie fragte was ein Haus für sie bedeutet..und sie bat auf ein Din A 3 Blatt zu schreiben..welches Wort für sie im Zusammenhang mit einem Haus..ihrem Zuhause..am wichtigsten ist..es wurden Begriffe wie Sehnsucht..Wärme..Schutz..

Geborgenheit..aber auch das Wort ANGST in Großbuchstaben auf das unbefleckte weiße Papier geworfen..geschrieben..gekritzelt..gemalt..geritzt..als nächstes bat ich meine Schützlinge..ihr Heimathaus nach ihren Erinnerungen und Vorstellungen zu zeichnen oder malen..von ungelenken Bleistiftzeichnungen bis zu souverän in Farbflächen gemalten Häusern kam alles vor..

ein Haus das sich in schüchternen..sperrigen..dünnen Bleistiftstrichen in die Ecke der großen weißen Fläche des Papiers drückte..blieb mir besonders in Erinnerung..ein einfach gezeichnetes zweistöckiges Spitzgiebeldachhaus mit winzigen Fenstern im ersten und zweiten Stockwerk..vom fensterlosen Erd-

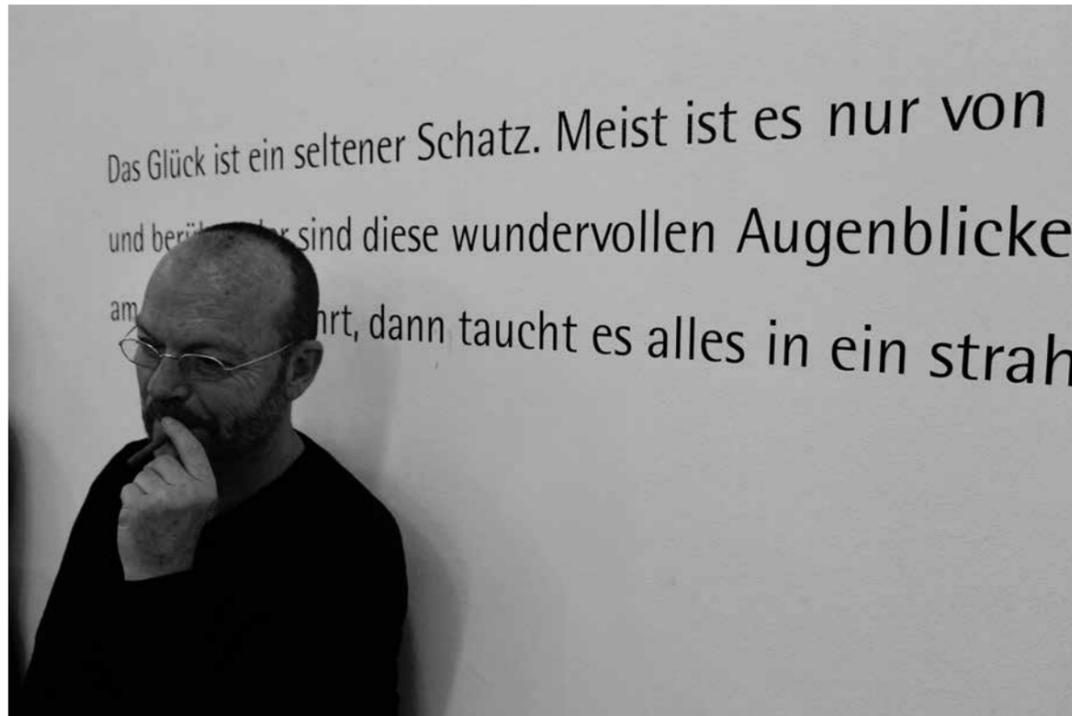
geschoss in den ersten Stock führte eine Treppe..ins Nichts..das Haus hatte keine Eingangstüre..welch ein Einblick in eine schwer verwundete Kinderseele.. meine aufkommende Trauer habe ich unterdrückt..Tränen ebenso..

der nächste Schritt an die Annäherung des Begriffes Haus..war die Frage..aus welchen Materialien ein Haus gebaut werden kann..die konventionellen gängigen Werkstoffe..wie Stein Holz Ziegel Glas waren geläufig und kamen wie aus der Pistole geschossen..auf meine Nachfrage wie wohl die Behausungen der Indianer der Eskimos oder der indigenen Völker Afrikas waren..fiel ihnen sofort Stoff..Felle..Eis und Lehm ein..langsam hatte ich ihre Fantasie entfacht und fragte ob sie sich auch ein Haus aus anderen Materialien wie zum Beispiel Abfall vorstellen könnten..und es sprudelte aus ihnen heraus..Plastik..Karton..Äste..Knochen..

Das Mitwirken von Herrn Flatz im Paedakoop HANDwerk empfanden die Kinder durchwegs als große Wertschätzung. Wir alle konnten von seinen Inputs sehr profitieren und es sind coole Kunstwerke entstanden.

DIETMAR VÖGEL. SOZIALPÄDAGOGE PAEDAKOOP

Teppiche..Blech..Sperrmüll..alles ist verwendbar..mein Vorschlag in die Werkstatt zu gehen um die Abfalltonnen und den Restmüll nach verwertbaren Materialien zu durchstöbern stieß auf Zuspruch und kreativen Aktionismus.. das Projekt nahm Fahrt auf..bekam eine skurrile Eigendynamik..es war am Laufen..Freude kam auf..nicht nur bei mir..auch bei ihnen.. an drei Tagen der Woche..wurde gehämmert..geschweißt..geklebt..genagelt..geflext..gebastelt.. gelegentlich auch geflucht..wenn etwas



nicht wollte..wie sie es wollten.. mir ging das Herz über.. ob ihrer überquellenden Fantasie..wir waren auf dem Weg den ich mit ihnen gehen wollte..

das gegenseitige Vertrauen wuchs..ich hatte es auch dadurch gewonnen..dass ich mit ihnen gemeinsam zu Mittag aß..

das Ziel war..bis zum Ende meines Aufenthaltes in Schlins..die Fantasie der Kinder zum Blühen zu bringen.. ihr freien Lauf zu lassen und Modelle für ein Haus zu bauen..das keinen Konventionen entsprach ..die Modelle sollten am Ende in einer Ausstellung für die Öffentlichkeit gezeigt werden..

der Zieleinlauf..mit stolz erhobenen Haupt aller Beteiligten war ein Genuss..auch für mich..den Coach..

Mut tut gut. War und ist noch immer eines meiner Lebens-Motti..in diesem Sinne habe ich auch das Projekt verstanden und realisiert.. und es ist gut gegangen..

FLATZ

die in der Ausstellung gezeigten Architekturmodelle der Jagdbergler:innen waren semi-professionell gemacht aber professionell präsentiert..sie könnten jeder Diplomasstellung einer Architekturklasse in den Unis der Metropolen unseres Planeten das Wasser reichen..

die Übung ist gelungen.. das gewonnene Vertrauen..die Freude..der Spass.. die Auseinandersetzung in der Zusammenarbeit mit den Jugendlichen hat auch mich in vielerlei Hinsicht geprägt und bereichert.. Künstlerherz juble.. was willst du mehr..

Heimat

BELE MARX & GILLES MUSSARD
2017

Heimat reloaded

Malerei und Fotografie bzw. Schauspielerei sind ihre Ausgangspunkte, die Städte Wien bzw. Paris und seit 2001 wieder Wien ihre Basis. Seit 1996 arbeiten BELE MARX & GILLES MUSSARD gemeinsam an Projekten, seit 1998 sind sie auch verheiratet – ein Paar mit einem opulenten künstlerischen Portefeuille aus den Disziplinen Malerei, Zeichnung, Fotografie, Film, Regie, Kunst am Bau, Kunst im öffentlichen und sozialen Raum sowie Forschungsk Kooperationen. Ihr Spezialgebiet der interdisziplinären und interkulturellen Kommunikation hat sie nicht nur in rund drei Handvoll europäische Länder, sondern auch nach Brasilien, Mexiko, Kuba, Russland, China, in die USA und nach Kanada gebracht.

Mit ihrem Projekt „Äußerst provisorischer Arbeitstitel“ sind BELE MARX & GILLES MUSSARD nach Schlins gekommen – offen für alle Möglichkeiten, Ausdrucksformen und Disziplinen, von Film über Theaterstück, Performance, Buch bis hin zu einem Fotoroman oder Fotocomic. Schlussendlich ist auf der Burgruine Jagdberg ein Kurzfilm mit dem Titel „heimat-made in schlins – ein festiver filmdreh“ entstanden. Mit „Heimat“ hat das Künstlerpaar einen Topos aufs Tapet gebracht, der die Kinder und Jugendlichen der Paedakoop ebenso betrifft, wie die beiden international Rastlosen und jeden Einzelnen von uns. Gerade in einer Zeit, in der alles vernetzt, grenzenlos und globalisiert geworden scheint – auch wenn uns die politischen und geografischen Grenzen dieser Grenzlosigkeit täglich aufgezeigt werden –, nimmt sich der Begriff „Heimat“ beinahe romantisch und auch ein bisschen altmodisch aus. In der quicklebendigen Version von BELE MARX & GILLES MUSSARD wird der Entwurf „Heimat“ neu verhandelt und bekommt neues, aufregendes Leben eingehaucht. Von Ariane Grabher

DIE KIDS VON SCHLINS

von Gabriele Bösch zu Bele Marx & Gilles Mussard, Schlins im April/Mai 2017

Was ist ungewöhnlich hier, werde ich Vadim übermorgen, am großen Drehtag, fragen. Wir sind auf der geöffneten Ruine, wird er mir antworten, da war ich noch nie. Es ist ungewöhnlich, dass an so einem unlebendigen Ort so viel Lebendiges geschieht, wird er sagen. Dass hier die Regenschirme sich in Sonnenschirme verwandeln und Menschen in den Wind klatschen. Dass alle, die malen, blau sind.

Ich war schon lange nicht mehr hier. Als ich an diesem letzten Montag im Mai am Jagdberg aus dem Auto steige, ist mir, als hätte ich diesen kleinen Hitzekokon gegen einen sehr großen getauscht: Mein Blick sucht Schatten. Ich setze mich am Spielplatz unter einen Kastanienbaum und hebe eine zu früh gefallene Frucht auf. Ihre Stacheln sind noch ganz weich. Ein paar Jungen kommen aus dem Wohnheim und schlendern an mir vorbei. Wie klein sie sind, denke ich, die sind doch noch nicht einmal zehn? Woher dieser Gedanke kommt, Kastanien und Kindergarten, wie klein wir selbst wohl gewesen waren, als man uns mit „dem Jagdberg“ gedroht hatte? Wie unsere Vorstellung von diesem ominösen Kindergefängnis damals in den Sechzigern gewesen war? Hatschi Bratschis Luftballon fällt mir ein, das Bilderbuch meiner damaligen Freundin. Ich kann mich kaum mehr an die Geschichte erinnern, ich habe sie meinen Kindern nie vorgelesen.

Beles Arm leuchtet mir weiß entgegen als sie kommt, um mich hier abzuholen. Eine Katze hat sie gebissen, jetzt trägt sie Gips. Alle hätten sich

liebevoll um sie gekümmert und sie unterstützt. Wie überhaupt das ganze Projekt mit den Kids hier einem Zahnrad gleiche, das sich stetig hatte fortbewegen können, da alle erwachsenen Beteiligten immer lösungsorientiert zur Stelle waren: die Direktorin, die Pädagog:innen, Lehrer:innen, die Hausmeister plus Gehilfe, die Sekretär:innen. Ein Gemeinschaftsprojekt. Weil alle die gleiche Ausrichtung haben: das Miteinander. Weil dieses Miteinander demselben Zentrum entspringt: dem Vertrauen. Das ist Halt durch Haltung.

Bele Marx & Gilles Mussard bewerkstelligen hier das dritte temporäre Atelier, das im Zuge von Kunst und Bau für vier Jahre eingerichtet worden ist. Die beiden sind ein Ehepaar und bringen eine breite künstlerische Basis mit: u.a. Malerei, Fotografie, experimenteller Film, Theater, Performance. Sie wollen mit den Kindern und Jugendlichen hier einen experimentellen Film drehen. »heimat – made in Schlins« soll der vorläufige Titel sein. Der pyramidale Aufbau eines Films eigne sich hervorragend, um eine Struktur aufzubauen: Die einen stehen hinter der Kamera, die anderen davor, wieder andere malen Kulissen oder schreiben das Skript. Die jungen Menschen sollen sich je nach Vorliebe und Talent in diesen Film einbringen, Werkzeuge in die Hand bekommen, um danach vielleicht neue eigene Wege zu gehen. Für den großen Drehtag wird die gewohnte Welt ein bisschen umgedreht: Die Kids, die wochenlang geübt haben, veranstalten eine neue Art von Abenteuercamp, nämlich ein Begegnungsfestival der gleichen Augenhöhen und laden nun die Lehrer:innen und Pädagog:innen dazu ein. Es sind die Kids, die das Projekt lenken. Dadurch soll allen die Möglichkeit gegeben werden, ihre Blickwinkel zu verändern. Wie sehen eine Lehrerin oder ein Lehrer nach diesem Drehtag auf die Schüler:innen

und umgekehrt? Wie sehen die Lehrer:innen die Pädagog:innen nach diesem Drehtag und umgekehrt? Wie sehen die Kids einander neu? Wir werden mit dem Film reden, wird Vadim sagen.

Weil der Jagdberg ein überschaubares „Revier“ ist, werden auch die hier untergebrachten geflüchteten Familien eingeladen, mitzumachen – was sie auch tun. Befreundete, unterstützende Künstler:innen bereichern das Projekt zusätzlich. Dass alle Beteiligten, 60 bis 80 Menschen (!), am Filmset an einem Strang ziehen müssen, ist den Erwachsenen wohl klar. Die Kinder und Jugendlichen jedoch müssen darauf vorbereitet werden. Bele & Gilles haben daher in den ersten Wochen ihres zweimonatigen Aufenthalts viel Zeit darauf verwendet, zunächst die Jungen und Mädchen in ihren Vorlieben kennenzulernen. Wer bist du? Was tust du gern? Sie haben die Kinder und Jugendlichen regelmäßig in ihren Wohnheimen besucht, mit ihnen gegessen und sie andersrum zum Pizza-und-Pasta-Essen eingeladen. Die Kinder der verschiedenen Wohnheime an einem langen Tisch vereint: Nicht alle haben geglaubt, dass das gut ginge. Bele & Gilles haben die Kinder auch an den Wochenenden besucht: Kuchen und Eis. Das ist Sonntag. Hier zumindest gilt das noch. Kennenlernen. Zugang finden. Spaß haben. Wer gemeinsam ein so großes Projekt wie einen Film bewältigen will, muss Vertrauen aufbauen, das geht nicht von heute auf morgen. Die Kunst als Weg, Menschen neue Träume einzupflanzen, eine schöne Einstellung. Und auch eine Art von Widerstand. Das Angebot jedoch muss umsichtig dosiert werden. Denn für die Kinder gilt: Ich male, ich lasse dich ein bisschen von mir in meinen Bildern erkennen. Ich erzähle dir eine Geschichte, ich lasse dich ein bisschen von meinem Schmerz ahnen. Geh vorsichtig damit um.

Bele führt mich in die sogenannte „Kommando-zentrale“. In der Kühle dieses Raumes nehmen sich die großformatigen Zeichnungen, die reihum hängen, trotz des schwarz-weiß, in dem sie gehalten sind, sehr warm aus. Sie sind als Vorbereitung für die Kulissenmalerei am großen Drehtag (übermorgen) entstanden. Bele hat alle Malereien begleitet, dazu ermuntert, durchaus eine „IchhaudichPapier-Zeichnung“ entstehen zu lassen. Mit einem Jungen hat sie eine Zeichnung regelrecht „erkämpft“.

Kunst am Bau begleitete uns Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an der Paedakoop in den letzten Jahren in den unterschiedlichsten Facetten. Kunst war für mich bisher eher surreal und spielte sich außerhalb meines persönlichen Aktionsradius ab. Mit Kunst am Bau wurde es dann auch ein Teil von mir bzw. ich ein Teil der Kunst. Mit »heimat – made in schlins« wurde durch Bele Marx & Gilles Mussard ein fantastischer und lebhafter Filmdrehtag für die Kinder und uns erleb- und sichtbar, gerne denke ich an den Filmdrehtag zurück.

OLIVER BOLTER, SOZIALPÄDAGOGE PAEDAKOOP

Ich stehe vor dem Bild, das Chewbacca zeigt, den Wookiee-Krieger aus Star Wars. Das Imperium schlägt zurück, denke ich. Das Reich, das in dir verborgen liegt, erobert du vielleicht am besten durch die Malerei, bei der der ganze Körper zum Einsatz kommt. Lucas und Bele haben sich die Kohlestifte als Krallen an die Finger geklebt und mit beiden Händen gemalt. Von Gilles und einem Pädagogen in Schwebelage über dem Tisch gehalten, hat Lucas

Striche in das All auf dem Blatt unter sich geklopft. Die Striche, die Chewbaccas Fell ausmachen, wirken befreit, so wie vermutlich alle malenden Jungen jetzt von den Vorstellungen befreit sind, wie ein Strich überhaupt zu setzen sei. Das muss Spaß gemacht haben, denke ich, während ich schaue. Chewbaccas Fell ist dicht und weist verblüffende Tiefe auf, fast möchte man sich hineinkuscheln. Lucas jedenfalls hat sich auf die Zeichnung gelegt – ich habe das Foto auf Facebook gesehen. Lucas' Lächeln wirkt erschöpft und befreit zugleich. Das Erwachen der Macht. Bei George Lucas der Auftakt für die Sequel-Trilogie. Für mich der Eintritt in eine neue Galaxie, die wie eine Galerie anmutet.

Sie seien von der Qualität der Zeichnungen total überrascht, sagt Bele, und obwohl das nie geplant war, hätten sie und Gilles sich nun doch auf den Weg gemacht, um einen geeigneten Ausstellungsraum für die entstandenen Werke zu finden. Die Johanniterkirche in Feldkirch sei leider auf lange Zeit ausgebucht.

Julians Werk kenne ich ebenfalls von Facebook. Er hat eine Art Unendlichkeitsschleife gemalt, eine liegende Acht, die über Augen verfügt. Gilles hatte ihn dafür zwischendurch hochgehalten: Kopfüber, die Beine im Himmel, von starken Männerarmen gehalten, so betrachtete Julian sein Werk an der Staffelei. Wer solcherart „in den Spiegel schaut“, erkennt Fehler oder stellt fest, dass das Werk fertig ist. Ich habe nur eine leise Ahnung, was diese Erfahrung für einen Jungen, der so früh aus dem familiären Nest gefallen ist, bedeuten kann.

Sie habe extra einen Youtube-Kanal eingerichtet, sagt Bele, um ein paar Filme und auf Facebook Fotos zum „making of“ ihres großen Filmtages zu zeigen. Die Kids hätten sie gefragt, wie viele Abon-

nenten sie denn habe. Keine. Das hätte den frischen Künstler:innen dann doch nicht genügt und so hätten sie Verwandte eingeladen, zu abonnieren. Die Likes von professionellen Künstler:innen zu ihren Werken und Aktionen, die auf Facebook zu sehen sind, mache die Jungen still staunen, sagt Bele. Die Kinder tragen Glocken, hast du gesehen, wird Vadim am Mittwoch sagen.

Für den Film verwandle Gilles sich in die Kunstfigur „Angelo“, erzählt Bele. Angelo trägt Hut mit Gamsbart, ein rot-weiß-kariertes Hemd, Lederhose, gestrickte Stutzen und Bergschuhe. Ein Klischee, das Regie führen wird. Der Plot ist so schwer wie einfach: Städter kommen auf das Land und wollen einen Film darüber drehen. Ihre bestehenden Vorurteile werden jedoch nach und nach humorvoll aufgelöst. Ich verstehe nicht alles, was Bele erzählt, aber in diesem Moment ist ihre Begeisterung körperlich spürbar, da ändert auch der Gips nichts daran. Und was ich jetzt noch nicht verstehe oder mir noch nicht vorstellen kann, werde ich wohl am Mittwoch erleben, denke ich. Vadim wird sagen: Die Menschen machen Musik mit unlosen Dingen. Die keine Klappe haben, haben Hölzer. Oder umgekehrt: Die keine Hölzer haben, haben Klappen.

Für den großen Drehtag, auf den alle zusammen die letzten Wochen hingearbeitet haben, werden viele kleine „Ateliers“ eingerichtet werden. Die Teilnehmer:innen der einzelnen Ateliers werden gut durchmischt sein: ein bis zwei Kinder, der Rest Erwachsene. Du bist auch eingeteilt, sagt Bele zum Abschied, du kannst ein kleines Schreibatelier veranstalten, vielleicht schreibt ihr Grüße an die Welt, die wir an die Luftballone hängen, die wir zum großen Finale in die Luft steigen lassen. Oder ihr macht ein kleines Tagebuch. Es muss nichts dabei herauskommen, sagt Bele. Das ist ungemein befreiend,

denke ich, denn ich habe keine Vorstellung. Dass wir auf Kommando gähnen, auf Anleitung klatschen und auspfeifen werden, weiß ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Als ich nach diesem Kurzbesuch vom Lokalaugenschein in der Ruine zu meinem Auto schlendere, finde ich am Wegesrand einen Maikäfer. Seine gespreizten Flügel hatten in der Nachmittagssonne gegläntzt. Wie filigran sie sind, denke ich, und wie stark doch auch. Vielleicht ist es das, was Bele & Gilles vorhaben, die Kinder die Erfahrung machen zu lassen, dass ihre Verletzlichkeit zugleich ihre Stärke ist.

Zum großen Drehtag bringe ich meine Tochter Aurelia mit. Sie wird den Tag in Fotos festhalten, eine kleine Auszeit vom Lernen auf die mündliche Matura. Noch schaut sie sich um. „Ma, sind die alle klein“, sagt sie staunend. Ich weiß, dass sie nicht die körperliche Größe damit meint.

Die Sonne scheint, ein Hausmeister plagt sich mit einer Motorsense. Das Unkraut unter der Tribüne ist zu hoch. Jemand stellt einen einsamen Hocker auf eine Lichtung. Wie eine sanfte Welle trudeln die Menschen ein, um neun Uhr ist der Beginn. Die Schänke wird aufgemacht, mit Getränken und Essen gefüllt, Biertische und -bänke werden aufgestellt. Für Wasser nimmt man weiße Becher, für Kaffee braune, ist das nicht seltsam, wird Vadim später fragen.

Anhand einer ominösen Mappe eröffnen Bele & Gilles diesen aufregenden Tag. Angelo alias Gilles blickt in die Mappe und ruft alle 15 Ateliers der Reihe nach auf, nennt die Namen der Mitglieder einzeln. Zu jedem Namen wird geklatscht. Eine Herzlichkeit fällt in diesen lichtüberfluteten Hof, das wochenlange

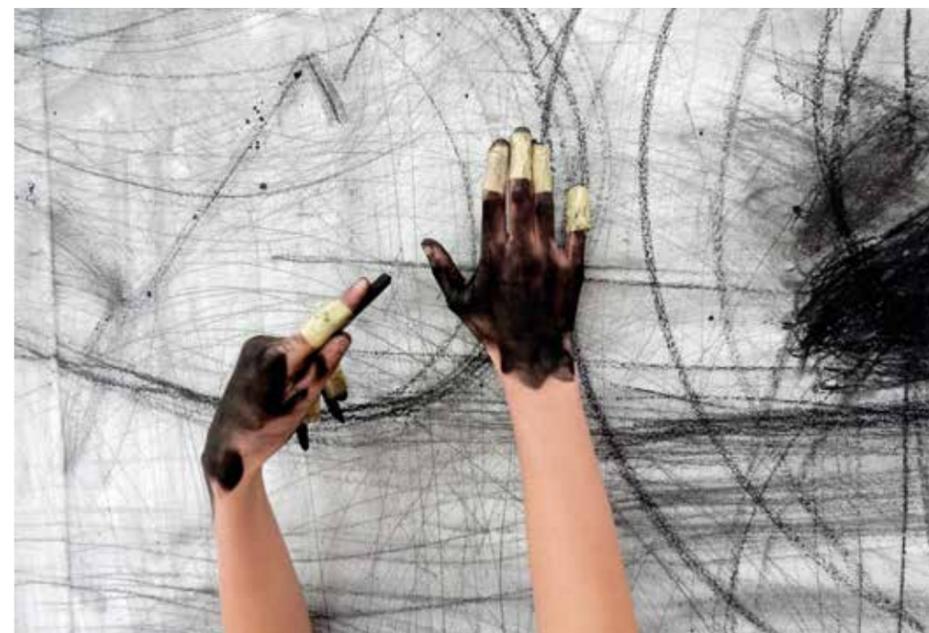
Kennenlernen unter den Beteiligten ist jetzt spürbar. Wie schwer wird dieser Abschied fallen, frage ich mich still. Einzelne Kinder sind noch schüchtern, verstecken sich noch ein bisschen in diesen Morgenstunden. Polat setzt sich in eine Nische. Fabi schlägt die Hände vor das Gesicht. Sie wird später die Kinder, die dem „Medien-Nein“ unterliegen, blau anmalen, als lebende Blue-Box, damit sie unerkannt im Film mitspielen können. Bogdan, der Kleine, wird ein „électron libre“ sein. Er darf ungehindert durch die Szenerie spazieren.

Wir sind alle selbes Niveau, sagt Angelo. Das stärkt die Kids einerseits, legt ihnen andererseits Verantwortung auf. Es sei das Karnevalsprinzip der umgekehrten Welt, sagt Bele, die Kinder lenken die Erwachsenen. Im Idealfall vertiefen sich alle in ihre Tätigkeit und die Gesellschaft als solche hebe ab.

1 Die Filmcrew richtet sich ein, schraubt an Stativen und richtet die Kameras ein. Das sind Profis. Ein Kind trägt eine Kamera auf dem Helm – das muss die „fahrende Kamera“ sein, nehme ich an.
2 Das Stuntatelier begibt sich nach talwärts. Yousif wird später sagen, ihm tue der Rücken weh, wenn er im Baum hängt. Aber auch diese Aktionen sind durch gemeinsames Spiel von langer Hand vorbereitet: mit Petanquespiel, Skateboards, Fahrrädern, Kletterseilen, Gurten und sogar Trampolinspringen, das Gilles als ausgebildeter Akrobat begleitete. Er hat eigens einen Workshop dafür abgehalten: Am Absprung kann man arbeiten.

Ich hatte einen blauen Anzug an und hatte viel Spaß. Ich habe getanzt, wir sind durch den Kreis gelaufen und in der Mitte war ein weißes Plakat und das haben wir angemalt.

E. D.



3 Timna Brauer startet mit Sing-Übungen für ein Volkslied, das in Schweizerdeutsch, in Französisch, in Jiddisch und auch als Country-Version erklingen wird. „Dört äne n am Bärgli, do stoht a wyssi Geiss. I ha sie wölle mälche, do zackt si mer eis.“ Timna sitzt mit ihrer Gitarre auf der Tribüne in der Sonne, ein Mädchen und ein Junge, die beiden spielen die Geißen, hängen an ihren Lippen. Das „d“ zu singen, dass man es richtig hört, ist gar nicht so einfach: „Hole duli, duli duli, duli duli duli du“ lautet der Refrain. Noch Tage später wird mich diese Melodie begleiten, ich werde im Auto sitzen und singen, um dann laut über mich zu lachen. Timna übt auch das Jauchzen mit den Kindern. Ein Junge mit Kamera filmt die Szene. Ein weiteres Highlight im Film wird der verjazzte Jodler von Timna sein. Ich bin absolut gespannt.

4 Die Catering Gruppe hat die Lebensmittel geordnet und beginnt, das Mittagessen vorzubereiten.

5 Die TechniksUPPORTgruppe ist da und dort unterwegs.

6 Astrid*Walenta übt vor dem Tor in Schräglage des Hanges Tanzbewegungen. Sie hat die Ukulele umhängen. Es sieht ulkig aus, was diese Truppe da übt. Ich höre nur: Schüttel-schüttel-Jagdberg. Was auch immer das wird: Es macht Spaß.

7 Das „Halt-die-Klappe-Orchester“ übt auf dem Podest. Die einen lassen die Szene-Klappen klopfen, die anderen machen Rhythmus mit zwei Hölzern. Ta ta tam, ta ta tam. Die Kamera fängt das schon ein, während Bele noch organisiert. Langsam klingt das richtig gut. Ticki ticki ticki tick! Oah, oah, kommt ein Ton hinzu. Der Rhythmus dieser Gruppe steckt auch die anderen in ihrer Organisation an.

8 Die Schminktruppe hat sich an einem Biertisch eingerichtet. Langsam entstehen die ersten „Blauen“. Sie tragen einen leuchtend blauen Overall, das Gesicht wird mit blauer Farbe bemalt. Breite

Malerpinsel werden in Farbe getaucht und über Haarschöpfe gezogen. Dass das für viele neu ist, ist zu sehen. Wie fühlt es sich an, wenn jemand deine Ohren bemalt? Und überhaupt, wen lässt du das machen? Wem gibst du dich hin, damit er dich kitzelt und umgekehrt? Es ist so vieles aus diesen Gesichtern zu lesen. Schüchternheit gepaart mit Neugier. Liebevoll. Rauhes.

Immer wieder, wenn wir nach dem Projekt in Vorarlberg mit den Öffis unterwegs waren, haben wir alte Bekannte getroffen, Kinder und Jugendliche der Paedakoop. Sie sind aktiv auf uns zugegangen und haben uns gefragt, wann wir denn endlich wiederkämen und weitermachen. Das war eigentlich das schönste Feedback für unsere Arbeit.

BELE MARX & GILLES MUSSARD

9 Ich höre den Beteiligten am Dialektatelier zu. Eigentlich lausche ich eher versteckt, vertieft in mein Notizheft. Ein Mann in Tracht sagt im Wälder Dialekt: Du musst nicht zurückgehen, du musst dich nur umdrehen, dann kannst du wieder vorwärtsgehen (Ich kann das nicht schreiben). Alle lachen. Welche Ausdrücke hast du nach vier Jahren Vorarlberg gelernt, fragt er eine deutsche Frau. Der Vorarlberger sei umständlich, sagt sie. Beim Telefonieren käme sie gleich zur Sache, der Vorarlberger frage zunächst, wie es gehe, wie es der Familie gehe und käme erst spät zum Punkt. Und was hast du sonst in der kurzen Zeit gelernt, fragt der Wälder. Das rühre sie jetzt von Herzen, sagt sie, in Köln gelte sie jetzt

als sehr höflich. Denn in Köln grüße man nicht einfach so. Das sei in Berlin auch so, sagt ein Junge, da spreche man nur mit Menschen, die man kenne. Ich weiß noch nicht, wie diese Gespräche in den Film montiert werden, aber das Thema „Heimat“ wächst hier wohl auf verschiedene Arten heran. Manches davon lässt sich nicht planen, was für ein Glück.

10 Zwei Kinder blasen blaue Luftballone auf. Die Kinder riechen Helium ein, wird Vadim später sagen. Die Buben lachen, als ihre Stimmbruchstimmen sich überschlagen.

11 Der Hausmeister malt einen großen Karton blau an. Alwin macht den Boden blau, sagt Vadim später. Ein paar Frauen malen Kostüme auf Karton: Karton-dirndl werde ich später schreiben.

12 In mein Schreibatelier will noch niemand kommen – auf mich sind die Kinder nicht gebriefft. Die Entscheidung, teilzunehmen, war ganz kurzfristig. Vadim wird sich erst später zu mir gesellen.

13 Die Zeitzeichenmaschine, an der neben den Kids auch die Lehrer:innen, Pädagog:innen und Hausmeister mitgearbeitet hatten, ist seit Montag fix montiert. Sie braucht einen Antrieb. Selbiger wird getestet: Eine junge Frau setzt sich auf das antreibende Fahrrad und radelt. Es funktioniert – die Zeitzeichenmaschine dreht sich. Der Hocker kommt zum Einsatz: Auch er ist drehbar. Jetzt verstehe ich. Eine große Papierrolle wird daraufgestellt und die Zeitzeichenmaschine mit Papier bestückt.

14 Die blauen Kulissenmaler sind mit Krallen aus Kohlestiften versehen. Sie warten noch auf ihren Einsatz. Sie werden in Auf-und-ab-Bewegungen die Berge malen. Zwischendurch wird die Verdichtung der Striche eine Gams ergeben. Ich staune.

15 Linda Marte eröffnet das Medienatelier, begleitet von einer Kamera, die von einem Jungen bedient wird. Linda macht Interviews und fragt, was Heimat für die Einzelnen bedeute. Später werde ich Vadim

fragen. Er wird sagen: Heimat ist, keine Angst zu haben. Heimat ist Ruhe.

16 Der „Stempler“ hat zwei Stempel, auf dem einen steht 100% Schlins, auf dem anderen 100% Heimat. Der Stempler ist ein kritischer Geist und wird die einzelnen Szenen damit abstempeln. Später jedoch wird er froh sein, dass der Klappmann ausfällt. Er wird ihn sehr gerne ersetzen.

Ich sitze im Hof bei Kaffee, staune, lausche, beobachte, lache, schmunzle. Tat`s mir an Gfallen, ruft da einer, kommt`s mir singend entgegen. Ich drehe mich um. Astrid Walenta mit ihrer Kistenukulele tanzt mit ihrer Truppe singend zwischen den Bierbänken. Un pequito Bele, un pequito Gilles, singen sie und Le Lo La. Den Film hamma, lacht der Kameramann. Bele hat inzwischen blaue Haare. Und die Kistenukulele ist aus einer Original-Sachertorten-Kiste gebaut.

Obwohl vielleicht niemand außer Bele & Gilles eine tatsächliche Vorstellung vom ganzen Film haben mag, sind alle bereit, alles was möglich ist, zur Verfügung zu stellen. Ein Junge massiert einen Betreuer. Filmreif, sagt jemand. 10 Euro, sagt der Junge. Du bist so peinlich, sagt ein anderer. Ich muss lachen. Ein blauer Spiderman klettert die Mauer hoch, Zwiebelduft erfüllt die Luft. Die Ballone in der Ruine vermehren sich und steigen an dünnen Leinen hoch. Das restliche Helium wird unter Lachen verteilt. Der erste Ballon platzt und Vadim gesellt sich zu mir.

Vadim ist eines der hier am Jagdberg untergebrachten geflüchteten Kinder. Er ist vierzehn, seine Muttersprache ist russisch. Wir führen ein anregendes Gespräch und kommen überein, dass wir textlich ganz einfach in kleinen Sätzen das für uns Unge-

wöhnliche festhalten wollen, weil in diesem Moment kleine blaue Hände in den Himmel wachsen:

Alwin macht den Boden blau. Die Kinder riechen Helium ein. Manche Leute sind blau. Die Fliegen fliegen auf mich, obwohl ich auch blau bin. Was ich höre, ist gewöhnlich. Wir sind auf der geöffneten Ruine, da war ich noch nie. Die Menschen machen Musik mit unlosen Dingen. Es gibt ein Halt-die-Klappe-Orchester. Es klingt rhythmisch. Die keine Klappen haben, haben Hölzer. Dieser Satz müsste anders herum klingen: Die keine Hölzer haben, haben Klappen. Es ist heiß, doch von den Bäumen kommen Tropfen. Für Säfte gibt es weiße Becher, für Kaffee braune. Wir werden im Film sein! Es ist ungewöhnlich, dass wir mit dem Film reden. Man kann sagen, das vierte Glas ist kaputt. Auf Englisch: The fourth wall. Kinder tragen Glocken, hast du gesehen? Ein Hocker steht einsam auf einer Lichtung. Und alle, die malen, sind blau. Willst du mein gebratenes Blut sehen? (Vadim hat eine Wunde am Schienbein)

Es gibt ziemlich viel Technik auf der Ruine. Die Zeichenzeitmaschine setzt sich in Bewegung. Oder heißt sie Zeitzeichenmaschine? Timna singt: One, two, three. Die Regenschirme verwandeln sich in Sonnenschirme. Wir klatschen in den Wind. It's only a sound-check, sagt Timna. Vadim verwechselt „ungewöhnlich“ mit „unangenehm“. Das führt zu Verwechslungen und ist ungewöhnlich. Wir lachen, als er sagt, die Stufen, auf denen wir sitzen, seien sehr unangenehm. Vadim sagt, es sei ungewöhnlich, dass an einem so unlebendigen Ort so viel Lebendiges geschieht. Yousif sagt, ihm tue der Rücken weh, wenn er im Baum hängt. Ein Alphorn ertönt. Alle auf die Bühne, ruft einer, auch die Blauen! Das Alphorn spielt Pippi Langstrumpf, backstage. Alle Sonnenbrillen weg, ruft Angelo auf die Tribüne. Die Alphörner beziehen Stellung. Angelo hält ein Schild: Silence. Ein dritter Luftballon platzt. Wir gähnen

auf Kommando. Angelo dirigiert das Gähnen. Wir klatschen und pfeifen aus auf Anleitung. Timna krächzt zum Abschluss. Dann spielt sie Gitarre. Eine zweite Gitarre legt sich ihr zu Füßen. Die Klappe ertönt: 100% Schlins! Zwei Männer tragen Karton-dirndl. Das Fahrrad zieht an den Bergen. Bele, Francisco und Efe haben Schnee in die Berge radiert. Als die Berge vorne erscheinen, singen Timna und der Chor. Wo ist mein Klappmann?, ruft Angelo. Yavuz soll die Klappe halten und muss doch aufs Klo. Der Stempelmann ist jetzt Klappmann. Nach Timna fährt Roland eine Abfahrt. Die Piste ist eine Schalttafel, sie wird von zwei Männern angehoben. Es braucht also zwei Männer, um Buckel zu simulieren. Der, der die Abfahrt fährt, hat eine grüne Haube und eine grüne Brille. Weil er der Hausmeister ist, bekommt er eine Anleitung für die Verbeugung am Schluss. Danke, ruft Angelo, und noch einmal! Jetzt wollen sie einen Bart auf dem Fahrrad, ruft ein anderer. Eispause, ruft Angelo. Liabr an Buuch vom Eassa als an Buckl vom Schaffa, sagt der Wälder ins Mikro. Angelo schreit mit französischem Einschlag: DFüaß himmor weh tau! Für den Auftritt des Halt-die-Klappe-Orchesters werden Unterröcke und Schürzen getauscht. Ist er im Berg, ruft einer. Ja, jetzt ist er drin, ruft ein anderer. Die da vorne sprechen, wissen nicht, was neben uns passiert: Ein Junge klettert auf die Felsen, nimmt ein bisschen Reißaus - eine Wespe verfolgt ihn, deshalb kommt er zurück: Reißin. Angelo ruft zum Finale: Schluss- und Schlüsselszene: Zuerst nur die Blauen! Die Blauen rennen um die Berge. Timna singt: Sur le montagne, oder so. Die blau angemalte Bele radelt den Schluss ein. Es sieht aus, als gäbe sie die Luftballone frei.

Am Ende dieses Tages bin ich erschöpft. Mitten in der Nacht betrachte ich die Fotos, die Aurelia gemacht hat. Ich schaue still in die Gesichter der Kinder. Sie erzählen von stiller Scheu, von Konzentration, von einer nicht benennbaren Erwartung,

vom stillen Wissen, unter Beobachtung zu sein, vom Willen, herauszufordern, wenn es notwendig erscheint, von Staunen auch, von geduldigem Warten, von Fragen, was aus all dem wird, vom Einordnen des neu Erlebten, für das es noch keine Schublade gibt. Viel Stille eigentlich, denke ich, wenn es auch tagsüber manchmal gar nicht so still war. Aber hier auf den Fotos kann sich die Vorsicht rundum die eigene Verletzlichkeit nicht verstecken. Eine Wärme durchdringt mich. Sie ist nicht der Hitze des Tages geschuldet.

Nichts müsse „herauskommen“ bei diesem Kunst- und Bau-Projekt, hatte Susanne Fink mir erzählt, keine Ausstellung, kein fertiger Film, es gäbe keine Erwartungshaltung. Sie wollten mit und nicht um die Kinder der Paedakoop ein künstlerisches Projekt erarbeiten, haben Bele Marx & Gilles Mussard ihr Vorhaben formuliert. Erst an der Teilnahme dieses Drehtages habe ich verstanden, wie weit der Weg zu einem Film ist, wie viel Arbeit in der Vorbereitung steckt - und wieviel mehr noch des Zugehens auf die Kinder und gemeinsamer „Ineinandersetzung“ es bedurft hatte, um diesen Dreh zu ermöglichen. Und ich glaube, für die Kids wird es doch wichtig sein, den fertigen Film zu erleben: zu sehen, worauf sie sich eingelassen haben, mit allem, was sie sind. Zu sehen, wofür das eine oder andere Üben gut war, wohin es führte in diesem großen Zusammenhang. Zu erkennen, dass es gut war, sich nicht auf halbem Wege zu verdrücken, weil die Sache vielleicht noch nicht ganz durchsichtig war - zu erkennen, dass man durchaus Vorschussvertrauen schenken darf.

Heimat ist, wenn du keine Angst hast, hatte Vadim gesagt. heimat - made in schlins.



Besetzung

FERDINAND RUEF
2017

Wenn jemand eine Reise tut

„... so kann er was erzählen“, wusste schon der deutsche Dichter Matthias Claudius. Waren Umstände und Geschwindigkeit des Reisens damals, vor über 200 Jahren, auch andere, so gilt das Gesagte auch heute noch. Dass man dazu aber nicht auf abenteuerlichen Routen die entlegensten Orte am anderen Ende der Welt aufsuchen muss, sondern Reisen auch (oder gerade?) im kleinen Radius die Wahrnehmung schärft, beweist Ferdinand Ruef. Seine Reise führte den Zeichner, Keramik- und Konzeptkünstler von seinem Wohnort ins gut 40 Kilometer entfernte Schlins. Dort bezog er im Paedakoop-Zeichensaal täglich von frühmorgens bis nachmittags um 17 Uhr Lager. In fast bürokratischem Gleichmaß „besetzte“ er sein Atelier und machte es zu einem Stille und Ruhe ausstrahlenden, offenen Ort. Die rund einstündige Fahrt nach Schlins legte Ruef mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurück, sein Arbeitsweg wurde ihm zum täglichen Morgen- und Abendritual, gab den Rhythmus vor und markierte Anfang und Ende seines Arbeitstages wie eine Klammer.

Aus der Bewegung des Unterwegsseins, aber auch im Atelier, ergaben sich Begegnungen, die dem Künstler zum Stoff seiner Geschichten wurden. Festgehalten auf DIN A5-großen Blättern sind hunderte von Zeichnungen entstanden, teilweise fast comicartig und in der Manier von Zines, begleitet von kleinen, ebenso unpräzise gehaltenen, unaufgeregten Texten. In seinem „Atelier Zebra“ hat Ferdinand Ruef den künstlerischen Prozess sichtbar und erfahrbar gemacht. Im schnellen, zeichnerischen Spiel mit Strich und Linie wird Erlebtes und Gesehenes festgehalten um seinerseits wieder Gedanken und Ideen in Bewegung zu setzen. Die aufs Papier gesetzten Striche und Konturen sind „Die Naht, der Faden, der die Beziehung ist“, wie der Künstler neben einer doppelt gestrichelten Linie notiert.

Von Ariane Grabher

VIELLEICHT MEINE ICH MIT KUNST LEBEN

von Gabriele Bösch zu Ferdinand Ruef
Schlins im November/Dezember 2017

*Als ich jung war,
war Kunst etwas,
das man nicht verstanden hat,
und Künstler etwas seltsame Menschen.*

*Bin 184 cm groß,
bin aber eher ein kleiner,
unbekannter Künstler.*

Mit schwarzen Klammern angeheftet hängen die weißen Din-A5 Blätter, auf denen diese beiden einfachen Sätze stehen, an einer simplen grünen Wäscheleine. Zwei schwarze, schlaksige Gestalten mit je einem Haarschopf, der wie eine Antenne in den Himmel anmutet, stehen den stillen Texten als Zeichnungen gegenüber: einmal seitlich und groß, einmal oberhalb und klein. Es sind diese schwarzen Gesellen, die mich sofort angezogen haben.

Lange betrachte ich diese beiden Blätter: Nummer drei und vier aus einer ganzen Serie. Ich mag diese Schlichtheit, im Wort wie im Strich. Ich frage mich, wie ich als Teenager auf diese Blätter reagieren würde, die von einem Tag auf den anderen hier im Eingangsbereich der Schule auftauchen und meinen gewohnten Blick durchbrechen. Die große schwarze Gestalt hat etwas Aufrührendes, etwas Fröhliches aber auch Forderndes – sie würde mich vielleicht überfordern, stünde da nicht daneben: *bin aber eher ein kleiner und unbekannter Künstler.* Und was ist dieses witzige Ding, das aus dem Kopf wächst? Würde ich als Teenager auch den nicht näher definierten Himmel damit verbinden oder

gezielter die Sterne? Dieses Ding wächst auch aus dem Kopf der kleinen Gestalt, die etwas gebeugt wirkt, fast demütig zurückhaltend, obwohl sie zu gehen scheint, den Blick starr auf den Boden gerichtet oder auf den Text, der darunter steht: *Als ich jung war, war Kunst etwas, das man nicht verstanden hat.* Ich glaube, ich würde sofort neugierig werden auf diesen Menschen, der groß und klein zugleich ist, der aber alt sein muss, weil er ja schreibt „als ich jung war“, und der komisch sein muss, weil er sich ja selbst als seltsam bezeichnet. Ich würde mir daher jetzt auch das erste Blatt ansehen, das mich bisher nicht angezogen hat. Die Zeichnung darauf wirkt unscheinbarer, weil sie nur aus Strichen besteht und keine dunklen Flächen beinhaltet. Es ist still, dieses Porträt eines Mannes mit Hut. Auf dem Blatt links daneben steht: *Das bin ich. Der neue Künstler. Name: Ferdinand.* Auf dem Blatt rechts daneben steht: *Das ist ein altes Bild. Neu bin ich sowieso auch nicht, bin schon etwas gebraucht.*

—

Ferdinand war sehr ruhig. Er war kreativ und meiner Meinung nach auf eine Art und Weise auch irgendwie lustig. Seine Zeichnungen haben mir sehr gut gefallen.

K.S.

Ist es dieses Reduzierte, fast Comichafte, das mich (vielleicht ähnlich wie die Kids in Schlins) neugierig macht auf diesen: Ferdinand? Und ist es diese wahrnehmbare Stille, die mich gleichermaßen aber auch etwas verschüchtert? Ist Schüchternheit ein Attribut der Neugier? Ist sie eine Art Respekt? Oder ist Schüchternheit der Neugier als eine Form von Respekt immanent? Ich habe nie darüber nachge-

dacht, merke aber, dass ich etwas nervös werde vor dem Treffen mit diesem Künstler.

Als Ferdinand Ruef vor meiner Haustüre steht, bin ich von seiner Größe beeindruckt. Als er mit mir an meinem Küchentisch sitzt, bin ich von seiner Ruhe beseelt. Ja, wo er hinkomme, werde es ruhig, sagt er, das habe er schon öfter gehört. Da knarzt der kleine hundertjährige Stuhl, den ich dem großen Ferdinand angeboten habe, plötzlich so laut, als wolle er widersprechen. Ferdinand setzt sich auf meine Bitte hin um. Mir ist das peinlich, er lacht. Da oben hätte er zum Inventar gehört, sagt er. Er hätte konzentriert seine Arbeit gemacht. Hunderte von Din-A 5 Blättern seien so entstanden. Der Zeichensaal war sein Atelier. *Atelier Zebra.* Ich staune.

„Du bist also nicht mit einem ausgefeilten Konzept zur Arbeit mit den Kids da hinaufgegangen?“, frage ich. Er habe erst sehr spät beschlossen, sich für das Projekt Kunst und Bau zu bewerben, sagt er, und habe wohl die kürzeste Einreichung verfasst. Er sei skeptisch gewesen und hätte kein quasi verpflichtendes Projekt für Lehrer:innen und Kids anbieten wollen. Er habe sich entschlossen, auf die Sichtbarmachung des künstlerischen Prozesses zu setzen. Nicht die Kunst auf den Sockel stellen, sondern Kunst nebenbei, sagt Ferdinand. Darauf verweisen, dass Kunst alltäglich sei, dass man dafür nicht in ein Museum gehen muss.

Jeden Tag von 8.00 bis 17.00 Uhr ist Ferdinand im Zeichensaal anwesend. Die Tür lässt er offenstehen, die Kids dürfen ihn jederzeit besuchen. Ein stilles Angebot. Im vorderen Teil des Saales befindet sich eine gemütliche Sofaecke. Wer nur aus der Distanz beobachten will, nimmt dort Platz. Weiter hinten stehen drei Tische, der mittlere ist mit Ferdinands Utensilien belegt: Hefte, Zeichenpapier, Stifte, Computer. Der Künstler zeichnet,

was ihn bewegt. Der Künstler schreibt, was ihn bewegt. Nach und nach stellt er sich anhand der Zeichnungen vor, die er an die grüne Wäscheleine hängt. Was ihn bewegt, bringt andere in Bewegung: Die Kids werden neugierig und kontaktieren ihn. Zweimal in der Woche wechselt er die Zeichnungen. Und bald schon wird er freudig gefragt: Gibt es etwas Neues? Das sei seine persönliche Herausforderung gewesen, sagt Ferdinand, das öffentliche Zeichnen. Eigentlich tue er das nicht gern. Da er aber an einer Schule sei, habe er sich gesagt, wolle auch er etwas lernen. Vielleicht ist das ganz ähnlich wie mit der Zähmung im Kleinen Prinzen, denke ich. Ferdinand ist verlässlich da. Ferdinand arbeitet. Jeden Tag gibt es etwas Neues zu entdecken. Allmählich lernt man seine Wahrnehmung kennen. Täglich schmunzelt man über seinen Humor. *Mein Kopf ist eine Waschmaschine. Gedanken und Eindrücke werden gewaschen, tausendmal gedreht bzw. geschleudert. Was raus kommt ist alles verfärbt.* Ferdinand wirkt nebenbei. In der zweiten Woche hängt er eine Einladung auf: *Wer will, kann mitarbeiten.*

Er verstehe sich nicht als Pädagoge oder als Kunstvermittler, sagt Ferdinand Ruef. So setzte er auf Freiwilligkeit. Wer wollte, konnte mit ihm töpfern, zeichnen, Linolschnitte oder Schablonendrucke fertigen. So mancher hat das auch in Anspruch genommen. Porträts von sich erstellen. Schatten herausarbeiten für einen Druck erfordert jedoch ein Umdenken, ein Prozessdenken. Das sei nicht jedermanns Sache gewesen. Das Handwerkliche, wie das Töpfern z.B., sei den Kids sehr viel leichter gefallen. Das Dreidimensionale, denke ich, während ich schreibe, das Abbild des ganzen körperlichen Selbstseins.

Mit Kunst meine
ich vielleicht Leben



Braucht es vielleicht eine Fähigkeit zur Abstraktion, um zweidimensional zu gestalten? Und was, wenn diese Fähigkeit sich erst mit dem Heilen der tiefen Wunden entwickle? Als ob er mein Denken gehört habe, sagt Ferdinand: Wir haben Monster aus Ton modelliert. Da seien dann die Fragen gekommen: Wie kann ich das machen? *Zeichne zum Lernen, zeichne als Therapie. Alles nicht so lustig.*

Mitten in diesem Umtrieb von Schule, Therapie und jetzt auch noch Umbau, sei er ein ruhiger Pol gewesen, sagt Ferdinand. Immer und verlässlich da. Ein Fixstern, um den andere ihre Bahnen ziehen, denke ich. Er muss nur tun, was er tun muss: Leuchten. Für Kinder wie Erwachsene sei die Anwesenheit Ferdinands das Richtige zum richtigen Zeitpunkt gewesen, sagt Alexandra Heinzle, die Direktorin der Paedakoop. Seine Ruhe und Gelassenheit seien eine Bereicherung in der Stille gewesen, einfach wohlthuend.

Ich habe die Anwesenheit der diversen Künstler:innen als befruchtend empfunden. Es war schön zu sehen, dass sie in Zusammenarbeit mit unseren Kindern und Jugendlichen tatsächlich Kunstwerke erschaffen haben. Die damit verbundenen Erfolgserlebnisse sind Gold wert.

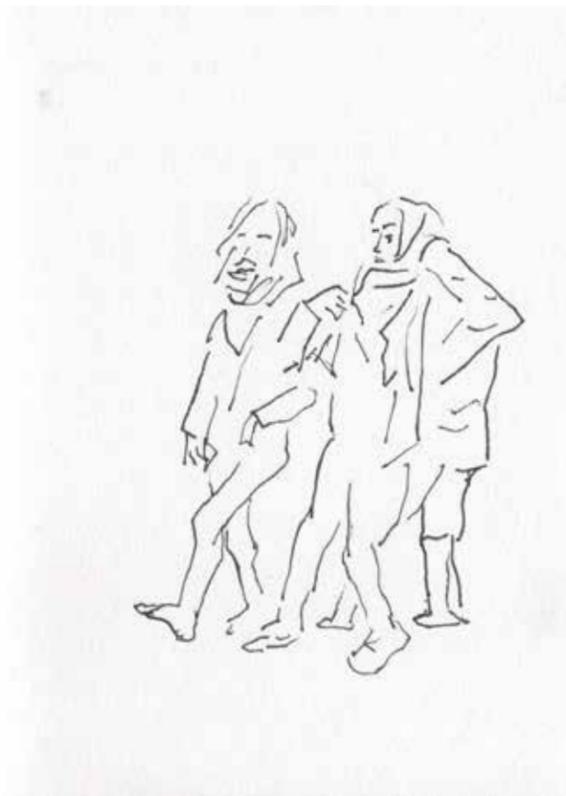
GEORG NIGSCH, TEAMLEITER WOHNGRUPPE PAEDAKOOP

Vielleicht wäre das ein Modell, sagt Ferdinand: Dass ein Künstler, eine Künstlerin ein Jahr lang vor Ort arbeitet und sich so Beziehungen aufbauen, wodurch organisch auch mehr gemeinsames

Werken entstehen könnte, in jener Langsamkeit, die den Kids eigen sei – und um einen ruhigen Pol herum. Und ohne je zum Nachahmen anzuregen, sondern zum Gegenteil: die Freiheit zu fördern durch anhaltende Freiwilligkeit. *Ich bin hier wegen der Baustelle, bin aber kein Bauarbeiter. Bin zur Zeit die Kunst am Bau.* So schreibt Ferdinand auf einem seiner Blätter. Liebe sich das übertragen auf die Kids? Vielleicht so: Ich bin hier, weil du hier bist. Ich bin aber nicht du. Bin zur Zeit Neugier im Umbau.

Man muss nichts tun, um zu wirken, sagt Ferdinand Ruef. Während ich seine großen Hände betrachte, die ruhig auf dem Tisch liegen, denke ich, er hat Recht. Nach neuesten Studien des Heart-Math-Institut in Kalifornien wissen wir, dass das Herz des Kontaktbietenden auf das Gehirn des Kontaktzulassenden wirken kann. Wie ich mir das vorstelle? Ich sehe vor meinem geistigen Auge diesen Künstler zeichnen, ganz Seines, in tiefer Konzentration, mit Leib und Seele und aus ganzem Herzen. Sein ruhiges Herz macht meinen Kopf ruhig. Zähmt meine Dämonen. Bis ich tun kann, ohne nachzudenken. Nicht mehr: Wie macht man das? Sondern: Ich mache.

Was Ferdinand Ruef bewegt, bringt andere in Bewegung. Bewegung, vor allem das Gehen, war dann auch der Ausgangspunkt für seine Überlegungen, einen roten Faden in die entstehenden Werke seines zweimonatigen Aufenthalts in der Paedakoop zu wirken. Er wollte nur mit öffentlichen Verkehrsmitteln anreisen und die täglichen Begegnungen während seiner Bewegung notieren. Kleine Texte. Kleine Zeichnungen. Nichts Konkretes, mehr die Dunstglocke, die über dem Erlebten schwebte. Die Glocke des Ineinandergreifens, wenn ich es richtig verstehe.



„Weißt du“, sagt Ferdinand, „wenn du da jeden Tag in Wolfurt in den Bus einsteigst. Wie du dich an Gesichter gewöhnst. Wenn sie nicht da sind, fehlen sie dir. Wie du anfangs interessiert schaust. Menschen, die regelmäßig arbeiten gehen, im Dunkeln dastehen. Die Schüler, die sich morgens teilweise noch vorbereiten... Schüler, wo du keinen Unterschied sehen kannst zu den Kids am Jagdberg. Diese Durchmischung auch, die Arbeiter:innen, Schüler:innen... und jeder sucht sich immer „seinen Platz“. Diese Regelmäßigkeit. Die mit dir in Schlins-Beschlingen aussteigen. Immer die gleichen. Dieser Rhythmus der Anreise. Diese Massen. Da verlierst du deine Wichtigkeit, weil so viele unterwegs sind und jeder Einzelne auf sich schauen muss. Du siehst ihre Spiegelungen in Fenstern. Hörst: Nächster Ausstieg! Und dann kommst du an, in dieser Welt da oben. Und wirst zuvorkommend aufgenommen. So ein großartiges Atelier hatte ich noch nie. Ich bin sehr dankbar.“

Es wird keine Ausstellung geben. Stattdessen werden vier Hefte in einer 50er Auflage entstehen. Geordnet sind die Werke nach vier Gesichtspunkten:

Begegnung mit mir

Begegnung mit Vielem (Anreise)

Begegnung mit Bestimmtem (Schule und Baustelle, was alles über Beziehungen läuft)

Begegnung mit Fläche (schwarze Flecken und schwarze Löcher, abstrakt)

Ein Teil der Hefte wird an die Paedakoop gehen.

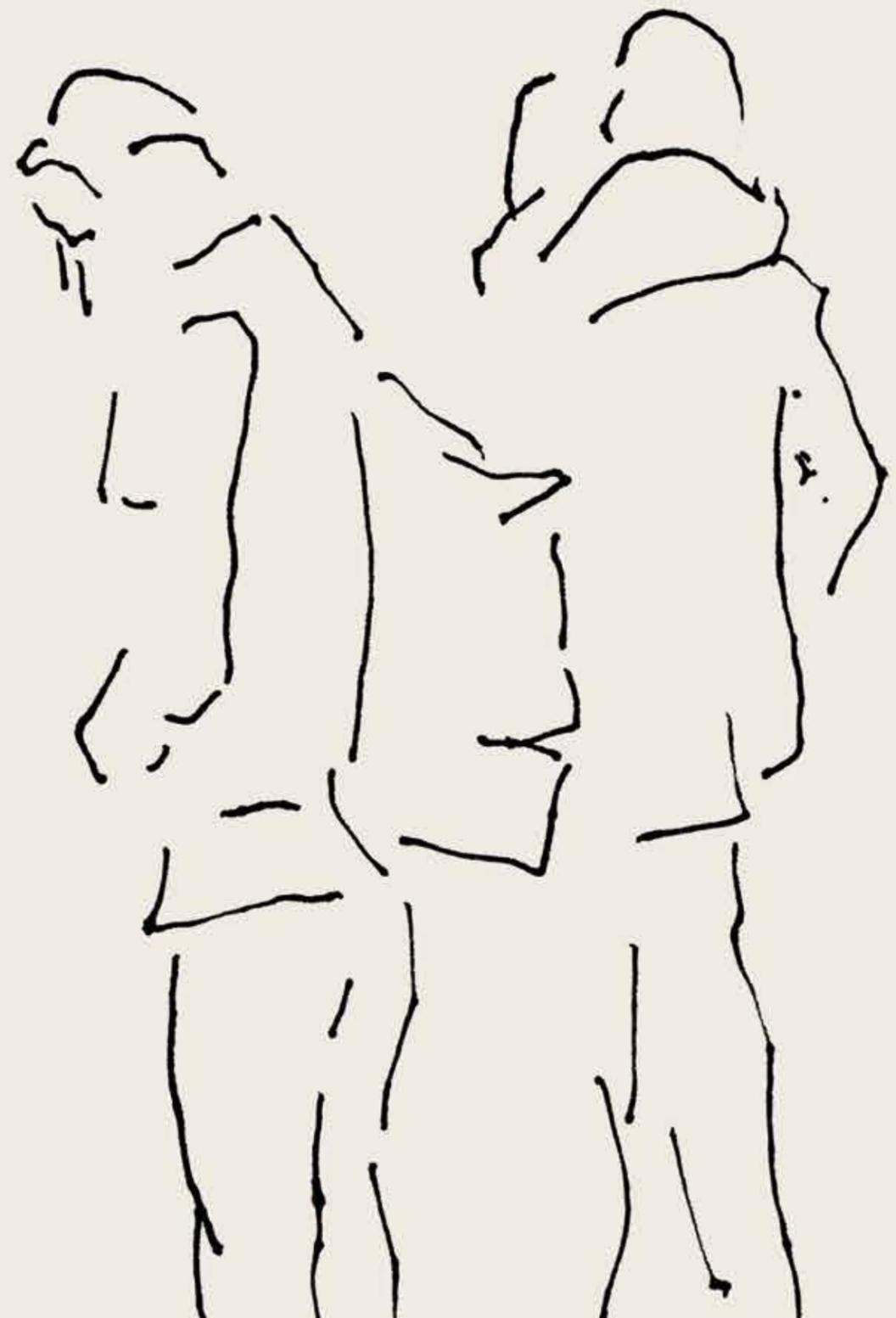
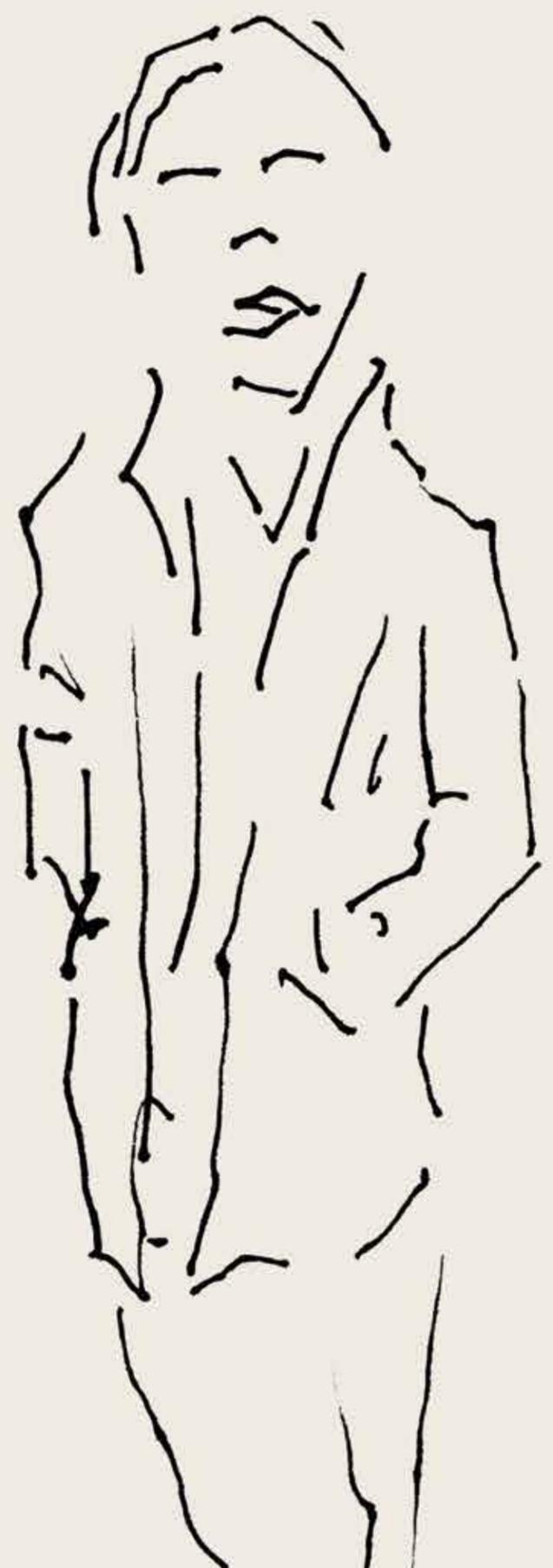
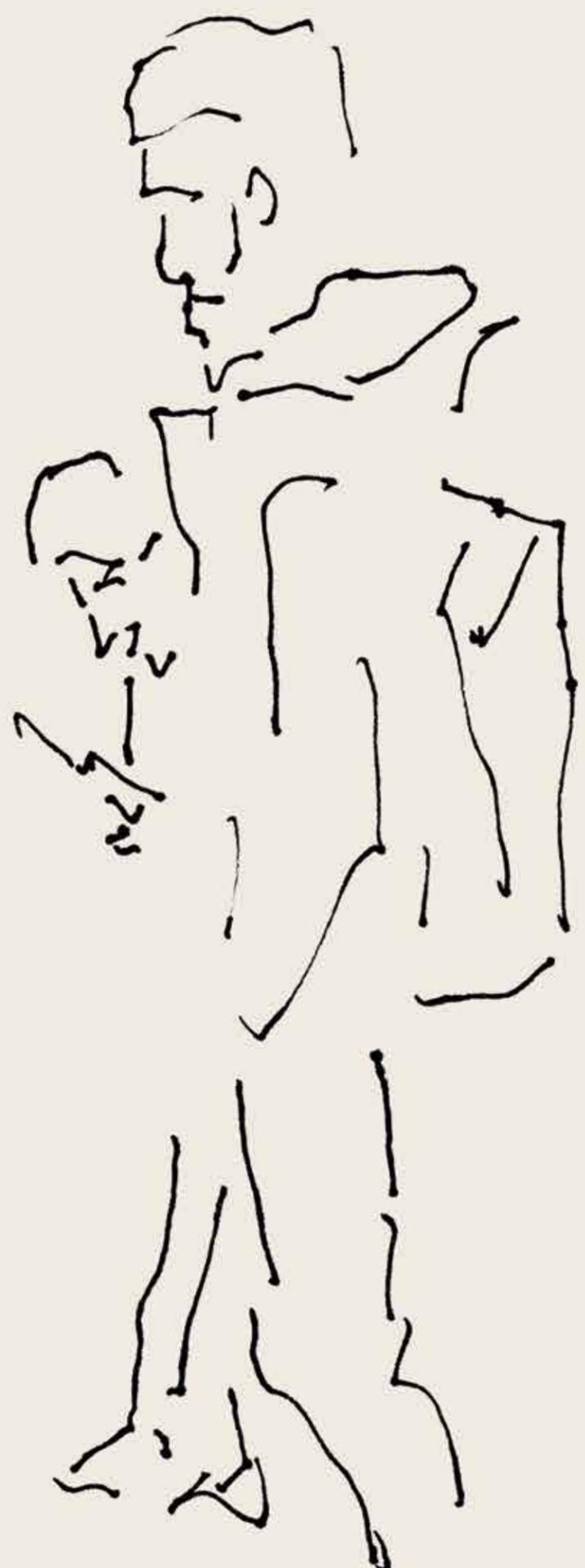
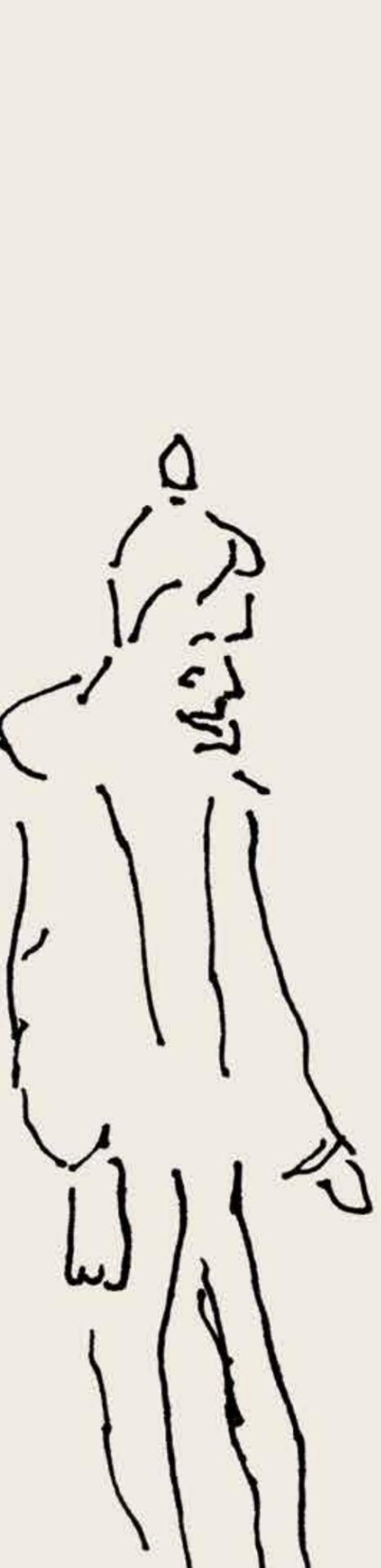
Versuche, mein Umfeld zu verstehen. Spiegle mein Gegenüber, um es zu spüren.

Da ist sehr viel getan. Spüren bedeutet, in höchstem Maße lebendig zu sein. Wer solchermaßen lebendig ist, darf auch schreiben:

Vielleicht meine ich mit Kunst Leben.

„Zwei Monate in ein anderes Umfeld geworfen, irgendwie absurd... spannende Zeit, viele neue Erfahrungen, hoffe, es war nicht nur eine Bereicherung meinerseits. Es war eine Zeit des gegenseitigen Beobachtens, eine Begegnung mit großartigen Menschen, Schüler:innen, Pädagog:innen und Verantwortlichen. Zwei Monate viel Arbeit, denke, dass diese Begegnungen in meine Arbeit eingeflossen sind... noch mal zwei Monate? Spannend!“

FERDINAND RUEF



Alles *Quadrat*

ILSE ABERER
2018

Quadratisch, praktisch, ordent- lich & chaotisch

In letzter Zeit, so Ilse Aberer, befasse sie sich nicht nur mit den werkimmanenten Kriterien Raum, Zeit und Endlichkeit, sondern auch vermehrt mit den Kategorien Ordnung und Chaos. Besonders letzteres scheint für eine Künstlerin, die sich im Umfeld der konkreten Kunst und der großen geometrisch-abstrakten Ismen des 20. Jahrhunderts bewegt, zwar mehr als nur bemerkenswert, stellt im Oeuvre der Malerin, Zeichnerin und Objektkünstlerin allerdings keinen Widerspruch dar. Im Gegenteil: Ilse Aberer pflegt in ihren ebenso einfach wie ausgeklügelt scheinenden Konstruktionen einen von spielerischer Leichtigkeit geprägten Umgang mit geometrischen Grundformen und mathematischen Gesetzmäßigkeiten und Ordnungsstrukturen. Der Vielgestaltigkeit ihrer Werke liegen Reduktion und selbst-auferlegte Regeln zugrunde. Nach langer Auseinandersetzung mit dem Kreis hat es der Künstlerin eine andere, geometrisch vollkommene Form angetan: das Quadrat.

Dass Leonardo da Vinci seinen vitruvianischen Menschen mit ausgestreckten Gliedmaßen zugleich in einen Kreis und ein Quadrat eingezeichnet hat, mag in diesem Moment bedeutungslos scheinen. Oder doch nicht? Jedenfalls legte Ilse Aberer ihrem Aufenthalt in Schlins das Motto „Alles Quadrat“ zugrunde. Die Schnelllebigkeit und beliebige Vielfalt unserer Zeit beiseiteschiebend, setzte sie auf absolute Beschränkung: Die Konzentration auf eine Form, eine (Lieblings)Farbe und auf eine einzige Arbeit. Im geduldigen Schleifen, Polieren, Grundieren und Bemalen ihres Quadrats sind die teilnehmenden Jugendlichen weit über den Rand der formal streng begrenzten Form hinausgewachsen. Von Ariane Grabher

IM METERSTAB DEN DOPPELTEN STERN ERKENNEN

von Gabriele Bösch zu Ilse Aberer
Schlins im April/Mai 2018

Es ist Ende Mai und als ich am Jagdberg ankomme, finde ich mich nicht gleich zurecht. Zwischen Abbruch, Umbruch und Aufbau liegen Beschränkungen, die in Form von Zäunen meine ohnehin schwache Orientierung lahmlegen: Ich finde den Eingang zu Ilse Aberers Atelier nicht. Via Telefon lotst sie mich Schritt für Schritt bis ich vor ihr stehe. Dann führt sie mich wenige Schritte in das Wohnheim. Dort lande ich in einem kleinen Raum, dessen Helligkeit sich nur von einer Art Oberlicht speist. Ab- und Ausschnitte geben dem Betrachter die Möglichkeit, das Bild in seinem Sinne weiterzudenken oder zu vervollständigen, steht in Ilses Katalog geschrieben. Der Boden dieses offenen Raumes ist hellblau und mir ist, als stünde ich in einem kleinen Meer unter einer Stiege. Die ausgebreiteten Plastikfolien wirken wie abstrakte Schaumkronen, die vier zusammengestellten Tische wie ein Schiff, dessen Mannschaft in dieser frühen Morgenstunde noch nicht angetreten ist.

„Ich arbeite seit Jahren mit geometrischen Formen, mit Vorliebe seit längerem am Quadrat“, sagt Ilse. Sie wollte das für ihre Arbeit hier beibehalten, falls die Kids ihr Angebot annehmen würden. „Wie hast du sie eingeführt“, frage ich.

„Über die Wahrnehmung“, sagt Ilse. „Wenn die Kids über die Wahrnehmung arbeiten, wenn sie hinschauen, hingreifen, hinhören und ihre eigene Wahrnehmung schärfen, kann das lebenslang positiv begleitend sein.“

Ich schaue auf diesen Tisch, auf dieses Schiff sozusagen, dessen Segel aus unterschiedlichsten Materialien bestehen: aus Karton, Schleifpapierrollen, Küchenrollen, Behältern mit Pinseln, Schleifblöcken, Scheren, einer Heißklebepistole, Kübeln und mehreren Quadraten aus MDF-Platten in unterschiedlichen Größen, ein paar bunten Lumpen, einer Schaufel und einem Kehrwisch. Irgendwo liegt ein Föhn. Mitunter muss man den Wind für das eigene Segel selbst erschaffen, denkt es mir. Mit zwölf Kindern und Jugendlichen hat Ilse Aberer im Laufe der zwei Monate hier gearbeitet, jeweils jedoch nur mit einem. Sie hat den Kids zur Aufgabe gestellt, ein hölzernes Quadrat in einer einzigen Farbe zu gestalten. Quadrat, Holz, eine Farbe. Das klingt sehr einfach. Das sieht sehr einfach aus. Doch wie weit ist dieser Weg, um zu dieser Einfachheit zu kommen? „Wie und warum haben sich die Jugendlichen entschieden, sich auf etwas scheinbar so Einfaches einzulassen?“, frage ich. „Erreicht habe ich sie über ihre Lieblingsfarbe“, sagt Ilse schlicht. Eine Lieblingsfarbe durch das Mischen von Farben zu erarbeiten, sei ein weiter Weg, eine Form des In-die-Stille-gehens. Da gerieten manche Kids auch an ihre Grenzen. Sie seien zuerst mit Ausdauer an der Arbeit, dann sei plötzlich fertig, dann käme die Aggression. Sie habe gelernt, sich vorsichtig diesen Grenzen zu nähern und sie zu respektieren. Stille müsse man aushalten, die Jugendlichen seien danach tatsächlich erschöpft. „Einer der Jungen hat eine ganz gewisse Vorstellung von einem Blau gehabt zum Beispiel – bis das erarbeitet war!“, sagt Ilse, und so wie sie es sagt, weiß ich, dass diese Arbeit hier für alle neben der Freude auch ein Geduldsspiel war. Wann ist das Blau ein Blau und schaue ich den Himmel oder schaue ich das Meer? Eine ganz eigene Lieblingsfarbe zu entdecken, heißt, ganz tief in sich selbst zu schauen. Das ist eine Herausforderung. Das heißt,

das Schwarz zu entdecken. Das bedeutet, zu entdecken, wie viele Anteile an Schwarz das Blau verträgt. Das Scheitern ist vorprogrammiert. Das Wieder-in-Angriff-Nehmen allerdings auch. Ein Junge hätte die Lieblingsfarben gelb und blau gehabt, erzählt Ilse. Sie hätten versucht, sich auf eine Farbe zu einigen. Er brauche doch das gelb dazu, die Fußballmannschaft habe eben beide Farben. Die Lösung dieses Konfliktes bestand darin, zwei Quadrate zu gestalten. Während ich über unser Gespräch nachdenke und ein paar Notizen mache, fühle ich mich plötzlich irritiert. Ich hebe den Kopf und sehe oben im Gang einen Jungen stehen. Vielleicht hat er uns schon länger zugehört? Ich grüße ihn und Ilse heißt ihn willkommen. Vor ein paar Minuten hatte Ilse einen Anruf vom Lehrer bekommen, dass dieser Junge nun zu ihr käme. Wenn er nach einer Stunde wieder geht, wird sie den Lehrer davon verständigen. Die Arbeit im Atelier ist quasi in den Unterricht eingebunden. David heißt der Junge. Ich frage ihn, ob es ihn störe, wenn ich noch ein Weilchen bleibe. Ich würde natürlich gehen, es ist seine Stunde.

Er erlaubt mir, zu bleiben und ich freue mich darüber. Das ist nicht selbstverständlich, viele kreative Menschen brauchen Ruhe zum Arbeiten, da stört manchmal schon die stille Anwesenheit eines Gastes. Unter Beobachtung in die eigene Tiefe zu gelangen, ist nicht jedermanns Sache. David hat schlecht geschlafen, es habe in der Nacht ein Blitzgewitter gegeben, sagt er. Wir versichern ihm, dass wir für die kommende Nacht die Daumen drücken, damit er schlafen kann. Er sucht sich einen langen weißen Malerkittel; lang muss er sein, weil auch sein T-Shirt lang ist. Ilse sucht mit ihm „sein Teil“, um daran weiter zu arbeiten.

Ich lasse mir von den beiden den Vorgang erklären. Zuerst wird die Holzplatte geschmirgelt, dann wird

sie weiß grundiert und zwar mehrmals. Zwischen den Grundierungsaufträgen wird immer wieder geschmirgelt, um eine satte, glatte Oberfläche zu erhalten. Wenn dann erst die Farbe aufgetragen wird, leuchtet sie schöner. „Fühl mal, wie weich das Holz ist“, lädt David mich ein. Er erklärt mir die Schmirgelpapiere: „Siehst du, je höher die Zahl auf dem Papier ist, desto feiner kannst du schleifen! Es gibt einen großen Unterschied zwischen 1200 und 40. Fühl mal! Ich krieg schon wieder eine Gänsehaut!“ Und Ilse erzählt, dass es nicht jedem Jugendlichen leichtgefallen ist, zu schmirgeln. Sie hat sie alle ermuntert, genau hinzuspüren – und auch genau hinzuhören. Man kann hören, ob man mit einem feinen oder mit einem groben Papier schleift. Die Metaphorik dieses Satzes muss man nicht extra herausstreichen, die Kids haben ihre Gefühle dabei direkt ausgedrückt. Das Tun ist mitunter ein Schlüssel zur Entdeckung des Seins.

Kinder/Jugendliche, welche begeistert bei den unterschiedlichsten künstlerischen Angeboten mitmachen, konnten neue, kreative Seiten an sich selbst entdecken, ihren Emotionen auf ungewohnte, neuartige Weise Ausdruck verleihen, dem Betrachter der entstandenen „Kunst-Schätze“ vielleicht auch einen kleinen Einblick in ihr Seelenleben gestatten. Kunst und Bau – alles in allem ein wunderbares, gelungenes Projekt an der Paedakoop Schlins!

SUSANNE NESLER, MUSIKTHERAPEUTIN PAEDAKOOP

Ein Junge konnte nicht schleifen, es hat ihm im wahrsten Sinne des Wortes die Haare aufgestellt,

das Geräusch war ihm höchst unangenehm. Ilse fand eine Metapher. Sie sagte: „Stell dir den Wind über dem Meer vor...“. Und dann machte der Junge einen Orkan... Ein anderer Junge hat die Platte spiegelglatt geschliffen. Ein Mädchen hat lange geschliffen, um dann ihre Wange auf die Holzplatte zu legen und festzustellen, dass das Holz jetzt so weich sei, dass man drauf schlafen könne. David schleift an seiner bereits weiß grundierten Holzplatte. „Ganz sanft“, sagt Ilse, „ohne Druck schmirgeln!“ Auch das klingt wie eine Metapher für die ganze Tätigkeit hier. Ohne Druck die Seele spielen und sich ausdrücken lassen. David schmirgelt in Kreisen, dann fragt Ilse, ob er schon zufrieden sei. Sie führt seine Hand über die Platte, um zu fühlen, wo sie noch rau ist. Ein bisschen mach ich noch, sagt David und legt ein neues Papier über den Schleifblock. Jetzt, mit dem schnellen Schleifen kommt Sturm auf. Er nimmt einen Lumpen und wischt sanft den Staub weg. „Es schneit“, sagt David, „wenn man den Lumpen schüttelt. Mach die Augen zu, dann spürst du es. Den Schnee-Staub!“ Ja, denke ich, hier schneit es Ende Mai. Hier schneit es Freude über eine Entdeckung.

Doch David ist auch unzufrieden, weil das Holz unter der Grundierung wieder sichtbar wird. Er macht noch einen Weißanstrich und föhnt die Platte, damit sie schneller trocknet. Er will heute noch einen Gelbanstrich machen, ein Gelb, wie Ilse eines verwendet hat für ihre Skulpturen, die hier auch auf dem Tisch liegen. „Mein Gelb hat mich viel gekostet“, sagt Ilse, „ganze fünf Anstriche!“ David sucht sich ein Gelb aus, holt sich einen Teller und mischt es mit Weiß. Er kocht die Mischung, wie er bemerkt. Nicht zu viel Farbe, warnt Ilse, Farbe ist teuer. Die Farbe sofort schließen, warnt Ilse, sonst trocknet sie aus. Ilse holt Wasser und David sucht sich einen Pinsel aus. Ilse bietet ihm jedoch ihre gelbe Walze an. „Die riecht voll nach Kleber“, sagt David und Ilse

freut sich über seine feine Nase. Das ist das Bindemittel, erklärt sie. Auf der Platte schäumt es dann, weil noch ein kleines bisschen Wasser in der Walze war. Ganz fein walzt David die Bläschen weg, erst in die eine Richtung, dann in die andere. Dann trocknet er wieder mit dem Föhn. Er richtet seinen Wind auf die Schleifpapiere, die plötzlich wie braun-weiß-gestreifte Möwen durch den Raum fliegen. Wo die Seele baumelt, da produziert sie Wind und bringt anderes zum Fliegen. Ich muss lachen. Und freue mich, dass ich hier sein darf.

Nachdem ein Betreuer mit der Hand lobend über die feinst geschliffene Fläche strich, hielt K. das Werkstück an dessen Wange und sagte: „Fühlen, nicht greifen!“ Da sah ich meinen Anspruch für die Zeit in Schlins erfüllt.

ILSE ABERER

David beschließt, dass er nun zufrieden ist mit seinem Gelb, mit seinem gelben Quadrat. Was noch fehlt, ist der Aufhänger. Zuerst muss er festlegen, wo oben und wo unten seines gelben Quadrates ist. Dann muss er messen. 30 cm. Was ist die Hälfte von 30 cm? Spielerisch wird hier auch Mathematik geübt. Er muss die Löcher mit einem Nagel vorstechen, und zwar senkrecht, dann geht es besser. Leise, aber bestimmt fordert Ilse Genauigkeit ein, fordert sie die Achtung vor dem zur Verfügung gestellten Material und vor dem eigenen Werk ein. David macht seinen Platz sauber, wäscht den Teller aus, damit der nächste Kandidat oder die nächste Kandidatin einen ebenso sauberen Platz vorfindet wie er. Dann geschieht der Anruf an den Lehrer und ich bedanke mich, dass ich hier sein durfte. Ich gebe David die Hand und er lächelt. Wir sind auf einem weiten Meer gesegelt – und haben nun

sicher in einem Hafen des Vertrauens geankert. Fünf Tage später komme ich wieder. Es gibt eine kleine Vernissage mit den Werken der jugendlichen Meister. Sogar Ferdinand Ruef ist da, der vor wenigen Monaten hier mit den Kids gearbeitet hat. Es ist schön zu sehen, wie sehr sie sich freuen, ihn wiederzusehen. Und dann kommt Ilse. Sie wird umarmt. Diese noch unausgewachsenen Arme um sie herum zu sehen, dieses unverhohlene Mögen zu spüren in dieser Spontanität als ein Zeichen von Liebe, berührt mich. Ilse zeigt mir einen kleinen Blumenstrauß, den ein Mädchen für sie gepflückt und ihr vorher draußen überreicht hat. Es sind Tränen in Ilses Augen: das geteilte Meer, das nun aus ihren Augen fließt.

Still gehe ich durch die Ausstellung, es ist noch Zeit bis zu Ilses Rede. An einer Wand stehen viele verschieden große Staffeleien. Auf ihnen sind die farbigen Quadrate präsentiert. Ein großes glattes Gelb, ein kleines Gelb, welches unter der Farbe eine mit Kleber gezeichnete Struktur aufweist. Sind es eckige Sonnen, sind es Fenster in die Sonnen dahinter? Ein großes tiefrotes Quadrat, und ich stelle mir den Blick in eine Schüssel voller saftiger Himbeeren vor, die auf Rosenblüten gebettet sind. Aber was weiß ich schon von der Seele der Künstlerin? Vier verschieden große, verschieden blaue Quadrate. Ein Meer, ein Himmel, ein See, eine Nacht, durch die du gehst, kurz vor dem Morgen. Die Angst vor Gewitter, die Hoffnung, dass Staub manchmal Schnee ist, unter dem der Frühling der Entfaltung harrt. Ein kleines violettes Quadrat, das Kreise in sich trägt, weil Farbe mit dem scheinbar falschen Ende der Walze aufgetragen ist. Die Farbe ist aufgetragen und doch vermittelt sie das Gegenteil, als wäre das Bild hier bis auf die Grundierung geschliffen. Auf den Grund sehen, bis in die letzte Tiefe, und spüren, wie die eigene Schönheit dir entgegenkommt. Über Abstraktion kommt man in

diese Tiefe, hat Ilse gesagt. Auch ich bin hier, um zu lernen. Ich betrachte zwei frischrote Quadrate und muss an den Mond denken. Der Mond ist nicht rot, sage ich mir. Ich lache über mich selbst. Soll mir mal einer beweisen, dass der Mond nicht rot ist. Hat je jemand an ihm herumgeschliffen? Und dann noch dieses grüne Quadrat im grünen Quadrat. Es könnte Wald sein, der einen Rasenplatz säumt. Spielen. Wiesen. Aber Interpretation ist hier fehl am Platz. Ein sehendes Sehen ist gefragt. Die Vielfalt zu sehen, die bei einer Aufgabenstellung, die für alle gleich ist, entsteht. Das Geheimnis, das nicht weitererzählt werden darf, muss Geheimnis bleiben, bis es eines Tages als Umarmung geschenkt wird.

Ein Leben ohne Kunst ist auch kein Leben. Unsere Kinder haben davon profitiert.

ROLAND SALIZZONI, HAUSMEISTER PAEDAKOOP

Und dann gibt es noch das Fensterbrett. Dort stehen Kunstwerke, die neben der eigentlichen Arbeit entstanden sind, als die Arbeit zum Spiel wurde. Eine weiße Skulptur aus weißen Quadraten. Ich denke an Davids Schneeflocken und dann an einen Schneemann. Vielleicht ist es aber auch eine Staffelei für Träume unterschiedlicher Ausdehnung? Ein grün angemalter Teller steht da. Auf ihm liegt ein grün angemalter Pinsel, der mit einem grünen Haargummiband umwickelt ist. Eine Lieblingsfarbe entdecken und mit ihr spielen... Daneben steht ein weißes Quadrat, unter dessen Grundierung eine ins Holz gezeichnete Pyramide erscheint. Höchst eigenwillig ist die Spitze dieser Pyramide abgehoben, schwebt wie über dem Rest. Und aus dieser Spitze schaut mich ein Auge an. Das rührt mich tief. Ich kann es nicht erklären, aber es ist mir,



als schaue dieses Auge in meine eigene Tiefe. Als stelle es alles, was jemals gewesen ist, in Frage. Das Auge hat kein Lid, es muss daher immer offen sein. Offen für eine Gegenwart, die niemals Geschichte werden darf, weil sie dann wieder in Frage gestellt werden müsste. Ich bin wortlos. Beeindruckt. Dann ist da noch diese Platte, auf der die quadratischen Schleifpapiere montiert sind. Braun sind sie dort, wo sie um den Block gelegt waren, weiß sind sie in der Mitte, mit der man geschliffen hat. Plötzlich höre ich eine Symphonie aus geschmigelten Tönen. Und als ich genauer hinsehe, sehe ich das pure Leben, das uns schleift. In summa sieht die Platte für mich wie ein Verkehrsübungsplatz aus: die Straßen sind aus Empathie gebaut; die Gefährte sind kleine, verletzte Seelen.

Da beginnt Ilse mit ihrer Rede. Sie bedankt sich bei allen, vor allem bei den Schülern und Schülerinnen, die mit ihr so intensiv gearbeitet haben, sodass sie weitestgehend auf das Voranschreiten ihres eigenen Projektes verzichtet hatte. Und ich erinnere mich, wie sie mir erzählt hatte, dass die Schüler:innen ihre Skulpturenteile wie ein Puzzle sahen und damit zu spielen begannen, sich inspirieren ließen. Man kann die Teile zu Quadraten zusammensetzen. Man kann die Farben spüren, die hochprofessionelle Glätte der Oberfläche. Streicheln kann man die Teile. Ich drehe mich um – da, bescheiden in einem Eck, ist Ilses eigenes Werk ausgestellt.

Noch einmal betont Ilse, wie sehr ihr das genaue Hinsehen, noch mehr das Hinspüren und das Hinhören die wichtigsten Anliegen für das Arbeiten mit den Schülern und Schülerinnen waren. Sie lobt sie für die ungeheure Geduld, Ausdauer und Hingabe. Da habe ich plötzlich einen Kloß im Hals. Hingabe. Es war eine ungeheure Hingabe, sich auf dieses Wenige, das Abstrakte einzulassen. Jetzt verstehe ich auch dieses letzte, noch unerwähnte

Kunstwerk: Das zersträute Kunstwerk steht dort auf einem hellgrünen Klebezettel, der an einer Skulptur angebracht ist, die aus übereinandergestapelten Bestandteilen der eigentlichen Arbeit gebaut ist. Wer sich solchermaßen hingibt, darf sich auch zersträuen*, ja muss es sogar. Ich liebe dieses Wort spontan und werde es weiterverwenden. Alle zersträuen* sich jetzt am wunderschönen Buffet, das von den Lehrerinnen hergestellt worden war. Das ist eine richtige kleine Vernissage und ich freue mich von Herzen. Ich gehe noch einmal nach hinten, um die Fotos zu betrachten. Sie zeigen die Kids bei der konzentrierten Arbeit. Wenn dann durch die Arbeit der Meterstab zum Spiel wird, faltest du einen Stern daraus, der der Bilderrahmen für dein Gesicht wird. Das machst du aber nur, wenn du dich pudelwohl fühlst bei derjenigen, die dich führt – und dann fotografiert. Für mich ist dieses Foto Sinnbild für diese zwei Monate, die Ilse mit den Kids gearbeitet hat: im Meterstab den doppelten Stern zu erkennen.

*Wenn man das Wort zerstreuen als zersträuen liest, bekommt es eine Nuance von träumen. Ich habe es deshalb so beibehalten.

Im *Wald*

INGO GIEZENDANNER
2019

yahooo!*

Vom Großstadtdschungel in den Schlinser Wald und retour. Sein Pseudonym ist ein der Comicsprache entlehntes, lautmalend knurrendes GRRRR. Und eigentlich reist er ja von Stadt zu Stadt, der Schweizer Künstler Ingo Giezendanner, um seine detailverliebten Ansichten der Metropolen zeichnerisch auf Papier festzuhalten. Von seinem ursprünglichen Plan, Comiczeichner zu werden, ist der Metropolenbummler abgekommen, als er feststellte, dass ihn die Bildkulissen mehr fesselten als die Handlung seiner Helden. Geblieben ist seine Vorliebe für handgebundene Hefte, die er seit 1998 ebenso wie Taschenbücher und eigenproduzierte Musikclips unter dem Namen GRRRR publiziert und fortlaufend durchnummeriert. Das in Schlins entstandene Heft GRR84 trägt den Untertitel „Dickicht“ und bestätigt: Ingo Giezendanner hat sein Pleinair-Zeichenatelier von den Straßen und Plätzen des Großstadtdschungels in den Wald von Schlins verlegt, hat Asphalt gegen Moos unter den Füßen getauscht und Hochhäuser gegen Bäume. Hält man sich an die Definition von Oxford Languages, wo der urbane Großstadtdschungel „als bedrohlich, geheimnisvoll, undurchdringlich oder vielfältig und abwechslungsreich empfundene Atmosphäre“ beschrieben wird, so treffen diese Attribute allesamt auch auf den Wald zu.

Seit Urzeiten gilt der Wald als mystischer Ort wie auch als Zufluchtsort und bildet den Schauplatz zahlreicher Geschichten und Legenden. Baum für Baum, Tanne für Tanne, Zweig für Zweig, Blatt für Blatt, Nadel für Nadel, geschaut und gezeichnet, zerstreut sich in den GRRRRschen Werken das Dunkle in schlichtem Schwarzweiß. Das Papierblatt stets bis zum Rand gefüllt, sind die Zeichnungen Aufzeichnungen der näheren Umgebung des Künstlers, haben aber auch etwas Universales und lassen sich mit großer Freude übers Papier hinaus fortdenken. YAHOOO! Von Ariane Grabher*

**Ausruf der Begeisterung in der Comicsprache*

DIE LEBENDIGKEIT DER STILLE

von Gabriele Bösch zu Ingo Giezendanner
Schlins im April/Mai 2019

Wieder ist es Mai und der Kastanienbaum steht in voller Blüte. Wolken ziehen dicht über den Jagdberg hinweg als wollten sie den Baulärm etwas dämmen. Fußballtore liegen wie weggeworfen auf seltsamen Erdhügeln, der Spielplatz ist halb abmontiert. Gräben tun sich auf und werden von Baugittern gesichert. Stahlbrücken führen da und dort über das Gelände und bilden einen glänzenden Kontrast zur Ruine. Ich beobachte einen Lastwagen, der sich Zentimeter um Zentimeter um eine Kurve schummelt und muss staunen: In diesem Reversieren liegt jene Genauigkeit, die wohl allen Bautätigkeiten hier zugrunde liegt; doch das Terrain zwischen den Bauten wirkt momentan wie eine aufgerissene Wunde.

Ein Mann tritt aus dem Wohnheim und geht recht flott einem mir unbekanntem Ziel entgegen. Ich rufe ihm nach, nicht wissend, ob er tatsächlich Ingo Giezendanner sei. Ich verfüge über keinerlei Talent, Menschen aufgrund von Fotografien in der Realität wiederzuerkennen. Er ist es tatsächlich und hat, wie sich herausstellt, unseren Termin vergessen. Er sei auf dem Weg in den Wald, erklärt er mir etwas verlegen. Ich kann ihm ansehen, dass ich in diesem Moment seine Tagesplanung durcheinanderbringe, vielleicht sogar seinen Rhythmus. Ich kann das aus ganzem Herzen nachvollziehen und bitte ihn dennoch, mir zuerst sein Atelier zu zeigen, bevor ich ihm in den Wald folge.

Bei Ingos „Atelier“ handelt es sich um denselben offenen Raum, der auch Ilse Aberer zur Verfügung stand. Ingo nennt es „sein Nest“. Als ich eintrete, bin ich überrascht. Das hellblaue Meer, das meine Füße hier vor einem Jahr umspült hat, ist verschwunden. Jetzt stehe ich auf einem Lehm Boden, der von nächtlichem Regen aufgeweicht scheint und dem das fahle Licht eines kühlen Morgens, das durch dichte Fichten fällt, einen blauen Schimmer verleiht. Verdattert blicke ich auf die Wand. Auf vier Metern Länge erstreckt sich, vom Boden bis zur Decke, eine Schwarz-Weiß-Zeichnung eines Waldes. Ein großer Asthaufen ist da aufgeschichtet, darunter schauen zwei große Augen hervor. Dort sind gefällte Baumstämme aufgestapelt, die Jahresringe von Sprüngen durchzogen. Hinter dem Stapel ragen einzelne Bäume auf, die nur Äste und keine Blätter haben. Auf einem solchen Ast, der steil aufwärts ragt, sitzt einsam ein schwarzer Vogel. Hinter den schlanken Stämmen gucken seltsame Wesen hervor und ich weiß nicht, sind das Ohren oder Fühler, die aus Köpfen ragen? Ich gehe ein bisschen zur Seite und schaue aus einem spitzeren Winkel auf diese Wandzeichnung. Sofort umschließt mich dieser an die Wand montierte Wald und ich höre Äste knacksen. Die Lebendigkeit, mit der die Zeichnungen angefertigt wurden, ist in mich gedrungen. Sie umschließt mich tatsächlich wie ein Nest.

Auf einem Tisch liegen, sorgfältig geordnet, fertige Hefte von Ingo Giezendanner. Ingo reist viel durch die Welt und hält vor allem urbane Orte und Situationen, die ihm begegnen, bis ins kleinste Detail fest. Jedes Blatt dieser Hefte ist eine Schwarz-Weiß-Zeichnung, die keinerlei Rand aufweist. So sind diese gezeichneten Situationen keine Ausschnitte aus „Etwas“, sondern können frei weitergedacht oder -gelesen werden. Oder umgekehrt: Du machst

einen Schritt in eine Zeichnung, betrachtest die Ampeln, die Schilder, die Straßencafés und das Schild, auf dem steht: Bellevue. Dann bist du sofort in Zürich. Und wenn du Glück hast, schenkt Ingo dir so ein Heft. Es handelt sich um das Heft GRR77: Balabala Belvü. Das Heft, das Ingo hier an der Pae-dakooop fertigstellen wird, wird den Titel „GRR84: Dickicht“ tragen, doch noch ist es nicht soweit.

Während ich zum Geschauten Notizen mache, klebt Ingo kleinere Zeichnungen in das große Wandbild, das selbst aus vergrößerten Kopien der entstandenen Zeichnungen zusammenmontiert worden ist. Das heißt, er klebt Blätter in Originalgröße, auf denen je eine Übersicht des Waldes zu sehen ist, auf die stark vergrößerten Ausschnitte. Das große Ganze wird ins Detail gesetzt: Ein ganzer Wald landet so quasi auf einem Ast. Ich wundere mich, dass diese Vorgehensweise keine Unordnung ins große Bild bringt – ganz im Gegenteil. Es scheint mir so etwas wie ein Mosaik zu entstehen, das Übersicht und Detailansicht mischt, um eine stille Einsicht zu ermöglichen: Es ist egal, welche Ausschnitte des Betrachteten wir wählen, wir dürfen nur nicht vergessen, dass sie in einem Zusammenhang stehen. Frei nach William Blake: In einem Blatt einen Wald sehen, in einem Menschen die ganze Menschheit. In dieser Stille hier, auf Papier, die Vögel singen hören und den Wind spüren, der sacht die Blätter zittern macht, während du mit ruhiger Hand später ihre Bewegung in eine Position bannst auf einem Blatt Papier, das so gesehen, aus sich selbst entstand.

Ingo sagt es so: Seine Arbeit hier sei jene, Teil des Waldes zu werden. Und die Kinder, frage ich, wie gehen sie darauf ein, wie du die Werke hier montierst? Sie würden nicht so viel zu dieser Wand sagen, meint Ingo, sie seien beeindruckt von der

Dichte. Das ist Wirken, denke ich, man muss nicht alles kommentieren. Jeden Morgen wird jeweils ein Kind zu Ingo geschickt. Es darf sich das Format für ein Blatt aussuchen (DIN A 4, 5 oder 6). Der Tuschestift ist vorgegeben, Ingo verzichtet bewusst auf Farben – es müsse einfach sein, sagt er, man brauche nicht immer hundert Möglichkeiten. Es geht um das Schauen, um das Wahrnehmen. Er frage: Was wollen wir zeichnen? Manche Kinder hätten konkrete Ideen: Blumen, Rinden, Berge. Anderen, die keine Ideen hätten, mache er Vorschläge. Sie gingen fast immer darauf ein. Ingo geht dann mit dem jeweiligen Kind in den Wald. Auf dem Weg wird geredet. Im Wald dann wird zusammen geschaut, was es zu zeichnen gibt. Ingo gibt auf Anfragen ein paar Tipps, wie man beginnt. Die vordergründigen Elemente im Raum werden zuerst gezeichnet. Dann legt sich Stille über die Arbeit und ein Flow beginnt. Das Hintergründige füllt die Zeichenblätter bis an den Rand. Von Ferne betrachtet, sieht man die beiden Menschen nur sitzen, als seien sie natürlicher Bestandteil des Waldes.

Hinter dem Jagdberg im dichten Grün. Ich habe eigentlich nicht viel mehr gemacht, als die Abertausenden von Blättern und Nadeln aufzuzeichnen. Und wurde dann überrascht, wie leicht sich die Schüler:innen zum Mitzeichnen hinziehen ließen. Schön.

INGO GIEZENDANNER

Einmal, erzählt Ingo, sei er mit einem Kind im Wald gewesen und es habe zu regnen begonnen. Da hätten sie sich auf die Suche gemacht und einen Jägerstand gefunden. Zeichnen im Jägerstand, das sei gespeichert für die Zukunft. Jetzt gehen Ingo und ich auch in den Wald. Der Weg teilt den Hang: Oberhalb strahlt die Wiese im tiefen Blau des Wiesensalbeis. Unterhalb nehmen sich zahlreiche Königskerzen mit ihren großen Blättern majestätisch in der von Schafen gemähten Wiese aus. Ich staune über Sauerampfer und erkläre Ingo, dass ich schon lange keine mehr gesehen hätte, und dass man sie essen kann. Als Kinder hatten wir uns die Bäuche vollgeschlagen. Ich spreche aus: Löwenzahn, Ehrenpreis, Klappertopf, Spitzwegewich, Taubnessel, Vogelwicke, Hundsveilchen. Ingo schaut mich an, damit hat er nicht gerechnet, dass er hier Naturkundeunterricht bekommt. Er, der Städter, sagt er, kenne sich darin nicht aus. Er, der Stille, beginnt jetzt zu erzählen. Er reise von Stadt zu Stadt, setze sich irgendwohin und begänne zu zeichnen. Es kämen gar nicht so viele Menschen, um ihm dabei zuzuschauen. Und falls dennoch: Er bliebe immer länger, als die Zuschauer:innen ihn bedrängen könnten. Für ein A 5 Blatt braucht er ja einen halben Tag, für ein A 4 Blatt einen ganzen. Viele würden seine Arbeiten ja als Illustrationen bezeichnen, sagt Ingo, das verneine er jedoch, es klinge so, als würde er Texte bebildern, und das tue er nicht. Für ihn stehen seine Zeichnungen für sich. Für mich auch.

Ingo führt mich zu einem Platz, den ein Kind für ihn „gemacht“ hat. Auf einem Stapel von gefälltten Baumstämmen hat das Kind zwei Bretter zwischen zwei Stämme gespannt. Ingo nimmt Platz und ich kann spüren, wie jetzt ein anderes Gespräch beginnt, darin komme ich nicht mehr vor. Ich betrachte ihn. Violette Mütze, gelbe Regenjacke, braune Cordhose und Schuhe mit leuchtend roten Sohlen. Eine Unterlage, ein Blatt, ein Stift. Ingo blickt auf, Ingo schaut auf das Blatt. Von der Weite

Ingo war ein sehr ruhiger und gelassener Typ. Wenn jemand Probleme hatte, wusste er immer, wie er helfen kann. Wir sind oft in den Wald gegangen zu einem bestehenden Holzlager. Dort haben wir uns auf einen Stamm gesetzt und haben einfach zu zeichnen begonnen.

K.S.

sehe ich seinen Stift wie zwischen den Blicken über das Blatt gleiten. Ich frage, ob ich näherkommen darf, ob ich ihm über die Schulter schauen darf. Ich frage, weil mich das stören würde. Ingo bejaht. Ich sehe einzelne, ovalrunde Blätter unter seinem Stift entstehen und hebe meinen Blick. Welchen Baum zeichnet Ingo in diesem Moment? Ich orientiere mich am Wald und entdecke, dass es sich um eine Linde handelt. Ich staune und sehe mich weiter um, benenne der Reihe nach Linde, Kirschbaum, Esche, Buche, Ahorn, Fichte. Es ist ein wunderbarer Mischwald, stelle ich fest und blicke wieder auf Ingos Zeichenblatt. Wie zeichnet er die Fichte? Auf seinem Blatt sind dort, wo die Fichte sein sollte, ebenfalls rundliche Formen zu sehen, da ist nichts, was an Nadeln erinnert. Ich blicke wieder in den Wald. Laubbäume bewegen sich in diesem leichten Wind anders als Nadelbäume. An den Laubbäumen bewegen sich Äste, Ästchen und einzelne Blätter im Wind. An den Nadelbäumen bewegen sich Äste und Ästchen – mit freiem Auge ist die Bewegung der einzelnen Nadel nicht zu erkennen. Ingo zeichnet Bewegungen, denke ich, deshalb wirken die Ästchen der Fichte so fließend.

Ich schaue mich um. Hier ist ziemlich viel gerodet worden. Brombeeren überziehen da und dort schon als Gestrüpp die neue Lichtung. Auf den Hügeln nordseitig liegt noch Schnee und für Mitte Mai

ist es gefühlt zu kalt. Ich frage Ingo, ob er nicht friere. Er sei das gewöhnt, meint er. Im Winter zeichne er natürlich weniger, im Sommer zeichne er an den Rändern des Tages oder zöge sich in den Schatten zurück. Er habe eigentlich eine Sonnenallergie, die habe sich jedoch in den letzten Jahren gelegt. Und wenn es jetzt zu nieseln begänne – wir schauen nach den Wolken – dann müsse er eben aufhören. Was sich so stoisch anhört, ist wohl als Demut zu verorten. Du nimmst, was da ist.

Den Wald, das Kind, die Besucherin, die Sonne, den Wind, den Regen. Das ist so realistisch wie seine Bilder es sind, deren Grundidee immer das Eintauchen im Ort über die Zeichnung ist. Manchmal würde ihn das Zeichnen auch erschlagen, dann, wenn er denke, was noch alles zu zeichnen sei. Aber er arbeite Schritt für Schritt, und plötzlich sei das Blatt voll.

Jetzt fällt die Sonne auf seine Zeichnung und ich sehe, wie die Fichte wächst, langsam und doch schneller als hier der Wald wieder aufgeforstet sein wird. Ich schließe die Augen, um zu hören. Jeder Baum klingt anders. Ein Rauschen, ein Wispern, ein Knacksen und Knarren. Darüber das Rufen einer Krähe. Ich würde gerne noch bleiben, um das Singen des Waldes in Ingos Zeichnung zu entdecken. Doch er ist so konzentriert, dass ich beschließe, zu gehen. Wenn ein Mensch derart vertieft ist, hat das etwas Heiliges für mich. Ingo ist nur die halbe Woche hier. Wenn er hier ist, fährt er mit einem roten Klapprad nach Nenzing ins Schwimmbad. Abends geht er joggen. Ja, diese Stunden hier im Wald sind wertvolle Arbeitszeit.

Ich verabschiede mich also und Ingo meint, jetzt sei er gespannt auf den Text. Ich denke, ich bin es auch. Wie soll ich aus dem Wenigen, das er sagte, einen längeren Text bauen?

Langsam gehe ich zurück und bleibe am Salbeihang noch einmal stehen, um dem Grillenkonzert zu lauschen. Es ist wunderbar, und ich kann mir vorstellen, dass die Kinder sehr gerne mit Ingo im Wald gewesen sind. Es ist schade, denke ich, dass ich keine Zeit haben werde, der Präsentation des kleinen Heftes mit den Zeichnungen aller Beteiligten beizuwohnen. Tobi hat Ingo gezeichnet, Viktor hat Blumen gezeichnet und Kilian hat Berge gezeichnet. Berge. Ich erinnere mich an die Kulissenmalerei mit Bele Marx und Gilles Mussard, als Kilian lernte, auf welcher lustigen Art man Berge zeichnen kann. Zwei Jahre ist das jetzt her – zwei von bislang drei Jahren Kunst und Bau. Ich würde zu gerne wissen, wie sich dieses Projekt in den Seelen der Kinder niederschlägt. Es muss ein Fließen sein, denke ich, wie jenes in Ingos Fichtenzweigen: ein leises Rauschen, das rund macht, was ein detail spitzig ist.

Noch einmal denke ich an das Blatt, auf welches jemand Löwenzahn in allen Stadien gezeichnet hat. Die Blüte, den Blütenstand kurz vor der Fruchtreife, den leeren Blütenboden. Nur die Pusteblume fehlt in dieser Zeichnung, die kugelförmige Anordnung der Samen. Der, der diese Zeichnung anfertigte, hat sie nicht etwa vergessen, er hat wie Ingo auf eine momentane Realität geschaut: Die Pusteblume war in dieser Wiese einfach nicht da.

Wir alle wissen jedoch, dass zwischen Übergangsstadium und leerem Blütenboden die silbernen Kugeln, die uns verzaubern, eingereiht sind. Seit unserer Kindheit, als wir in diese Kugeln bliesen, wissen wir darum. Wenn wir also diese Zeichnung sehen, denken wir die Pusteblume automatisch mit. Und alle diese Kinder, die mit Ingo gearbeitet haben, werden in Zukunft Vordergrund und Hintergrund unterscheiden, sie werden automatisch Perspektive denken. Das, was noch weit weg ist, wird größer, wenn du dich ihm näherst. Es mögen, so hoffe ich für die Kids, gute Träume sein, die dort am Ende zu entdecken sind.





This *rocks*

STEPHEN MATHEWSON
2019

Graphit & Rock 'n' Roll

Mit seinem Auftritt hat er die Paedakoop ordentlich gerockt. Kein Wunder, denn Stephen Mathewson ist Künstler und Musiker, hat eine Vorliebe für Gitarrenrock und Eishockey und damit für schnelle Wendungen. Diese Leidenschaft, die auch eine Gabe ist, hat dem gebürtigen US-Amerikaner in Schlins in die Hände gespielt. Seiner Intention, während des Aufenthaltes keine Unterrichtsstunden anzubieten, sondern Zeichen-Sessions, in denen die Kinder und Jugendlichen ohne Anleitungen und Druck mit ihm zusammen zeichnen können, kam der Zufall zuvor. Kein Problem für den findigen Mann mit der Baseballkappe und der Fähigkeit rasch umzuswitchen und allzeit bereit, künstlerisches Neuland zu betreten. So führte der unabsichtlich auf dem den Boden schützend bedeckenden Papier hinterlassene Fußabdruck eines Kindes zur eigenfüßigen „Erfindung“ der Frottage. Nachdem diese für alle faszinierende Technik des Abreibens einer Oberflächenstruktur mit Graphit erst einmal entdeckt war, ging es Schlag auf Schlag: geeignete Vorlagen wurden gesucht und im Atelier hat sich aus Erzählungen und figurativen Motiven des Künstlers gemeinsam mit den Kindern die Figur des Birdman entwickelt und eingenistet.

„Mit Vollgas rund um die Sonne“ lautete der Titel für ein anderes Projekt im öffentlichen Raum, der sich fast wie ein Lebensmotto von Stephen Mathewson liest. Dort transferierte der Maler das klassische Genre Deckengemälde ins 21. Jahrhundert und ließ Momente einer fiktiven, von autobiografischen Details gespeisten Geschichte, die den Künstler seit 2005 beschäftigt und zwischen Malerei und Musik, Europa und Amerika angesiedelt ist, einfließen. Stephen Mathewsons Botschaft ist eingängig wie ein Gitarrenriff: Benimm dich wie ein Rockstar und du wirst wie einer behandelt. Von Ariane Grabher

LIVE IN SCHLINS

von Gabriele Bösch zu Stephen Mathewson
Schlins im November/Dezember 2019

Es ist kurz vor Weihnachten, am Rand der Zufahrtsstraße liegt hie und da noch ein klitzekleiner Rest vom ersten Schnee dieses Winters. Ich stehe still und lasse mein Staunen über das Gebäudeensemble schweifen. Das Hauptgebäude strahlt wie ein Sandstrand im gleißenden Südlicht vor dem dunklen heimischen Hochnebel. Die Baugitter sind verschwunden, Garten und Spielplätze sind neu angelegt. Alles ist schmuck und Schmuck hängt auch in den Fenstern; bunte Kugeln schimmern darin, und wer will, kann sich darin spiegeln. Nur direkt unter der Ruine zeugt ein Container noch von den umfassenden Umbauarbeiten: Aus Fertigteilen ist er zusammengebaut, seine Fenster leuchten dunkelgrau aus dem Weiß der Kunststoffplatten. In der Ruine darüber ist es umgekehrt: Die einstigen Fenster leuchten weiß aus dem Dunkelgrau der Steine. Die ausladenden, moosbewachsenen Äste der alten Hochstämme umrahmen in meinem Blick alt und neu, das Zerfallende und das Aufbauende, Historie und Zukunft, herrschaftliche Macht und geteilte Macht durch Kooperation, das Gewesene und das Wesen einer Zukunft für alle. Auf den Punkt gebracht ist dieses Wesen im Schriftzug am Schulgebäude: herzlieben kannst du immer. Es ist ein Klang im Neubeginn und ich bin gespannt, in welcher Ateliersituation ich den vorletzten Künstler des Projektes Kunst und Bau vorfinden werde. Im Haus Nr. 43 suche ich nach Stephen Mathewson. Ein freundlicher junger Mann zeigt mir begeistert den Weg – so wurde ich noch nie empfangen. Es macht fast den Eindruck, als wäre Stephen Mathewson eine ganz besondere Zutat zu der erneuerten Schule, auf die man stolz sei. Unseren Künstler willst du sehen? Komm, ich zeig ihn dir!

Zum ersten Mal suche ich einen Künstler in neuen Wänden, in neuen Räumen. Ich schlendere durch Gänge, öffne Glastüren und stehe plötzlich in einem sich weitenden Raum mit einer riesigen Glasfront, die von der Decke bis zum Boden reicht. Beinahe habe ich das Gefühl, draußen zu stehen, nur mit dem Unterschied, dass es hier herinnen wärmer ist. Ich schaue über einen Parkplatz auf den neuen Sportplatz, daneben gibt es einen kleinen überdachten Ruheplatz. Bäume, Fluren und Dörfer, weit dahinter sanft ansteigende Berge. Kurz bin ich überwältigt von diesem Ausblick, dann drehe ich mich doch zurück in den Raum. »you'll never walk alone« steht da auf einer großen Leinwand, doch der Künstler ist noch nicht da. Auf dem mit Papier geschützten Boden liegen Blätter, fertige und unfertige, große und kleine; sie alle eint, dass sie in Graphit gehalten sind. Nur wenige der Blätter weisen Farbe auf. An der Wand hängen mehrere Blätter in Schichten kreuz und quer übereinander. Seltsame Gestalten tummeln sich da, Bäume und Muster. Eines dieser Muster fasziniert mich sofort. Ich frage mich, was man wohl als Unterlage für diese „Abreibung“ verwendet hat. Frottage nennt man diese Technik, bei der die Oberfläche eines Gegenstandes oder Materials durch Abreiben auf ein aufgelegtes Papier übertragen wird. Es ist eine alte chinesische Technik, benannt wurde sie so von Max Ernst, der oft damit gearbeitet hat. Aber bei den vielen Köpfen, die ich auf den Blättern sehe, frage ich mich, wovon die wohl abgerieben worden waren. Da betritt Stephen Mathewson den Raum, nicht „Live in Paris“, wie sein Katalog, der auf dem Tisch liegt, betitelt ist, sondern „Live in Schlins“. Nein, eigentlich schwebt Stephen. Nein, eigentlich tanzt er. Was jetzt? Es ist etwas an ihm, an seiner Gestik, an seinen Bewegungen, das mich genauer wahrnehmen lässt. Es ist, als hätte er Lieder im Kopf, die ich nicht hören kann. Es ist, als liege eine Schnellig-

keit in seiner Stille. Später wird Stephen, der Eishockeyfan, mir sagen, dass er immer weiß, wo auf dem Feld der Puck ist. Später verstehe ich, was ich wahrgenommen habe: diese unglaubliche Präsenz seiner Aufmerksamkeit, diese starke Fähigkeit zur Fokussierung, die die schnellsten Bewegungen und Wendungen erfassen kann, während das Eigene wie ein Gefäß der Stille wirkt.

Das Zweite, das mir an ihm auffällt, sind seine Socken und seine dunkelgrauen Hände – Graphit denke ich, und dass hier viel gearbeitet wird. Stephen ist kein Unbekannter in Vorarlberg, hat er doch bereits 2002 im Künstlerhaus Palais Thurn & Taxis ausgestellt. Geboren ist er 1962 in Illinois, USA. 1987 und 1988 kam er nach Österreich zur Internationalen Sommerakademie für Bildende Kunst in Salzburg. Damals nannte man ihn „den Amerikaner in Salzburg“. Er erfand dort die „Galerie im Alcatraz“ und blieb in Österreich. Seit 1998 lebt er in Wien und arbeitet u.a. im Kindermuseum.

Arriving in Schlins in October of 2019, the first thing I noticed was how accomodating and open for experience the staff of Paedakoop was. I felt completely welcome in Schlins.

STEPHEN MATHEWSON

Seine Erfahrungen aus diesem Kindermuseum, das Konzept des künstlerischen Arbeitens mit Kindern, in dem alles sehr strukturiert ist, wo Dreijährige bereits nach einer Dinglichkeit verlangen (schau, ich habe einen Fisch gemalt!), wo ältere Kinder stolz verlauten, schau, ich habe mein Handy gezeichnet, hat er in Schlins über Bord geworfen, weil die Gegebenheiten hier andere sind. Er hat aufgenommen, was als Impuls von den Kids kam. Impulse

wie Pucks. Die eigene lebenslange Erfahrung kann beide adhoc verorten. Stephen ist also Wege mit den Kids gegangen, die jenseits des Warum verliefen. Es ging nur um die Erfahrung selbst. So sei quasi sein Konzept „Stille Stunde“ entstanden, sagt Stephen: Er arbeite an seinen eigenen Werken und den Kindern stünde es frei, in der Stunde, in der sie jeweils bei ihm seien, zu malen, was sie wollten. Ohne Druck und auch ohne Anleitung des Lehrers sollten sie arbeiten. Wenn man so den Dingen freien Lauf lässt, geschieht natürlich, was geschehen muss: der Zufall induziert eine eigene Regie.

Stephen hatte den Boden mit großen Bögen Papier ausgelegt und diese mit Klebeband fixiert, weil er selbst auf dem Boden arbeitete. Das habe den Kids gefallen und eines der Kinder zeichnete dann ebenfalls auf dem Boden in der Nähe des Klebebandes. So geschah es, dass sich dessen Struktur durchdrückte auf dem Papier und die erste Frottage war geboren. „It triggered something“, sagt Stephen und anders als im Kindermuseum, wo die Dinge oft flüchtig seien und vor allem einer großen Dinglichkeit unterlägen, verfolgten sie nun alle diese spannende Technik. Sich einlassen auf einen Prozess, was herauskommt, sei nicht so wichtig. Gemeinsam gingen sie auf Suche nach Materialien, die sich zum Abreiben eigneten. Leider war es zu kalt und nass, um draußen auf Suche zu gehen und so geriet ein Türschild z.B. als Unterlage für die Komikarbeit mit Gesichtern zum Hit. Während er nun einerseits mit den Kindern nach Dingen und Materialien suchte, die man abreiben konnte, klebte er andererseits seine eigenen Strukturen mit schmalen Klebeband – eine durchaus diffizile Arbeit mit dem Stanley-Messer oder der Schere. Die ersten Köpfe entstanden, die ersten Figuren. An die große Wand geheftet, diente ein Blatt auch als Unterlage zum Abreiben für das nächste, versetzt angebrachte Blatt.

Ich schaue noch einmal rundum. Dieser überdachte Ruheplatz draußen findet sich auf Papier gerieben auf der großen Wand wieder, ebenso ein frottierter Baum, eine Art Spiderman oder Ähnliches, eine Gruppe Menschen mit strengen Frisuren hinter einem Riesen, darüber eine seltsame Gestalt, die an die Nasca-Linien in Peru erinnert im Vordergrund. Was ist das? Ein Kolibri? „Concert or Theatre Piece“ steht in der Sprechblase des Riesen. Die Aura um seinen Kopf ist wohl durch das Abreiben von Maschenzahnrad entstanden. Gerne hätte ich Zeit, diese Arbeit zu interpretieren. Da ist sie nämlich wieder, die Schnelligkeit in der Stille. Die Musik in der Komposition. Der Tanz einer Landschaft in Form eines Vogels, gebannt auf Papier. Stephen ist so still, dass ich mich wieder umdrehe. Er bestätigt mir, dass es sich bei dem großen Bild tatsächlich um den Kolibri aus den Nasca-Linien handle. Er hätte den Kindern auch Geschichten erzählt, von zweierlei Vögeln zum Beispiel. Es gäbe die jagenden Vögel wie Hühnerhabichte oder Falken, und es gäbe die Vögel, die man nur von ganz hoch oben sehen könne – Aliens z.B. könnten die gut sehen, weil sie in die Landschaft „gescharrt“ sind. Aus dieser Geschichte habe er zusammen mit den Kids den Birdman entwickelt. Die Geschichte wird am Ende von Stephens Aufenthalt an der Paddock nicht fertig entwickelt sein – aber er so wie auch die Kids können weiter daran arbeiten. Weiterspinnen, was in der Stille hier mit ganz wenigen Mitteln entstanden ist.

Da kommt Teresa Marte, die interimistisch die Schule leitet und bietet uns einen Kaffee an. Der geht sich soeben noch aus, denn in ein paar Minuten wird das Plenum stattfinden, an dem die Jugendlichen vom Standort Feldkirch und Wolfurt an diesem Tag in Schlins sind, um mit kleinen Auführungen und Inszenierungen von ihren letzten sechs Wochen zu berichten. Stephen wird in diesem Zusammenhang der großen Gruppe demonstrieren, was er mit den Kids hier erarbeitet hat. Er

packt Papier und die Schablone für den Birdman zusammen. Auch ich darf mitkommen.

—

... es ist mal was per Zufall zustande gekommen. Ich habe meinen Fußabdruck auf ein Blatt Papier gebracht. Daraus entstand eine neue Technik, mit der dann auch andere Schüler weiter gearbeitet haben.

L.A.

Ich frage Teresa, wie die Stille an diesem Ort hier zustande kommt. Sie lächelt und erklärt, eine Decke sei eingezogen worden, das habe das Potential für Ruhe deutlich erhöht. Sie hätten länger überlegt, wo sie Stephen unterbringen sollten, so wie sie überhaupt länger experimentieren mussten, wie sie die neuen Räume alle bespielen wollten, wo und auf welche Weise sie sich wohlfühlten – nur die Schulklassen sind Schulklassen und die Werkstätten sind überwiegend Werkstätten geblieben. Schlussendlich hätten sie mit Stephen zusammen alle möglichen Räume besichtigt und er habe sich für diesen Raum hier entschieden und es sei die richtige Entscheidung gewesen. Der Ausblick war für Stephen wichtig. Und die Nähe zum Grünwerk, der kleinen hauseigenen Gärtnerei, sei ihm auch gelegen gekommen, sagt Stephen: Er müsse seinen Bildergarten ja auch noch ein bisschen stutzen bis zur Vernissage in der kommenden Woche. Es sei ein Genuss der besonderen Art, dass Stephen hier arbeite, sagt Teresa, die Lehrer:innen und Betreuer:innen schauten an diesen Winterabenden so gerne vom Parkplatz in das Atelier hinein. Der erleuchtete Raum, in dem Stephen arbeitet, sei eine stille Insel für sich, ein Geschenk wider die Dunkelheit.

Stephen, der zwei Eishockeymannschaften trainiert, setzt sich eine Baseballmütze auf und legt

im Plenarsaal einen großen Papierbogen aus. Er demonstriert den Gästen, wie eine Frottage gemacht wird und gestaltet auf Basis der Schablone für den Birdman eine ganze Birdmanpyramide – und obenauf frottiert er schmunzelnd einen Weihnachtsstern, den er irgendwo von der Deko geklaut hat. Das taugt den Kids und mir auch. Dieser große Mann, der in Socken mal fester und mal weniger fest das Graphit aufs Papier reibt, ist wie eine Komik in der Komik und etliche Fotos werden gemacht.

Zum Abschied sagt Stephen, er sei als Fremder hergekommen. Er habe versucht, sich unsichtbar zu machen, obwohl er sichtbar sei. Er wollte Raum entstehen lassen für die Kids. Nichts wollen, nichts sollen, einfach sein, versunken in einem Tun, das mit Entdeckung, Staunen und auch Spaß einhergeht. Dies sei der Zauber für ihn gewesen, dieser Moment, in dem ein Kind sagte: Jetzt bin ich bereit. Er bedauert ein wenig, dass seine Zeit schon um ist, er ist überzeugt, dass noch mehr Kinder zu ihm gekommen wären, wenn er sechs Monate hätte bleiben können. Auch Teresa bestätigt, wie unendlich gerne die Kids zu ihm gekommen seien – sie muss es ja wissen, sie hat jeden einzelnen Tag von Stephens Aufenthalt und Arbeit fotografisch dokumentiert. Und Stephen unterstreicht, wie aufmerksam er von der Direktion gefördert worden sei. Er durfte einfach alles machen. Ein bisschen wehmütig sagt Stephen: „Jetzt wird es kein Wochenende mehr geben, an dem ich mir überlege, wie starte ich die kommende Woche. Ich werde den Rhythmus vermissen, das Aufstehen am Morgen und den Spaziergang hier herauf. Die vielen schönen alten Bäume, schau, ich zeig dir ein schönes Foto.“

Er zeigt mir einen Baum im Nebel. Das Bild hat dieselben Farben wie seine Strickjacke. Grün und weiß. Er habe die Augen zusammengekniffen, um den Schnee auf dem Gras intensiver zu schauen. Da ist es wieder. Das sich selbst unsichtbar

machen, um anderes zu schauen. Die Achtung vor dem, was ist. Ich verabschiede mich für eine Woche. Dann komme ich zur Vernissage wieder. Stephen hat manche Zeichnungen ins Fenster gehängt – weil die Blätter vorne und hinten bezeichnet sind. Ich helfe ihm, die letzten Klebestreifen anzubringen. Kids aus der Küche decken den Tisch für das Buffet.

—

Mir hat gut gefallen, dass Stephen Englisch geredet hat. Da hab ich viel Englisch gelernt und auch selbst versucht, Englisch zu sprechen.

L.A.

Alles ist im Rahmen des Unterrichts selbstgemacht, selbstproduziert, vom Teller bis zu den grünen, mit Spinat gefärbten Lachsrollchen. Diese Art von Unterricht schlägt sich nieder in Können, in Mut und Schönheit. Die ersten Gäste treffen ein. Stephen setzt sich wieder seine Baseballmütze auf und Michael Hollenstein sagt lachend: „Stephen ist Rock’n Roll!“. Alle lachen mit. Das ist die Energie, die ich vermutet, aber nicht wirklich mitbekommen habe, weil ich an den Randzeiten hier war: Musik, Tanz, Eishockey – das sind wohl die Attribute, die auf besondere Weise eine Nähe zu den Kids hergestellt haben, so dass sie sich leichter taten, sich zu öffnen. Die Texte der Lieder werden auf demselben Papier geschrieben, auf dem ich auch male. Das steht in Stephens Katalog „Live in Paris“. Don’t tell me what to do, just love me. Das steht auf dem T-Shirt, das Liam gestaltet hat. Beides meint das Gleiche: Wir sind mit allem, was wir sind, in unseren Tätigkeiten, unseren Produkten präsent. Man kann gar nicht einen Teil unserer Persönlichkeit nicht lieben. Und wenn wir uns der eigenen Ganzheit bewusst sind, dann können wir auch die anderen in ihrer Ganzheit sein lassen. Das muss das Geheimnis von Stephen sein. Es ist auch das Geheimnis von Schlins.



In der Spur

HARALD GFADER
2020

Spurentreu

Mit all unserem Tun hinterlassen wir auf die eine oder andere Art Spuren. Gleichzeitig schreiben sich Erlebtes, Gesehenes, Gehörtes und Gefühltes als Spuren auf verschiedenen Ebenen in uns nieder. Das gilt auch, oder vielleicht umso mehr noch, für die jungen Leben, mit denen sich Harald Gfader an der Paedakoop auf malerische Spurensuche begeben hat. Befindlichkeiten sind das große Thema, das sich wie ein roter Faden durch das vielgestaltige Werk Gfaders zieht und an dem sich der Künstler abarbeitet – in der Malerei und auch in experimentellen Soundclustern. Die Malerei betreibt er auch in der heutigen, durchgetakteten Zeit als bewusst langsames Medium, in dem er genüsslich seine Materialschlachten schlägt und in geradezu alchemistischer Manier auf der Leinwand zusammenbringt, was nicht zusammengehört.

Poetisch-philosophisch oder einfach nur nüchtern kommentiert und komplettiert Gfader seine in jüngerer Zeit wieder figurativen Bildfindungen mit Wort und Text. Dabei schöpft er aus einem umfangreichen Fundus an über die Jahre zusammengetragenen Stempeln, die er wie seinen Augapfel hütet. Befasst mit dem „Prinzip der Unschärfe und (...) Distanz des subjektiven Blickes auf die Dinge“ legt er die Spuren in seinen Gemälden äußerst subtil, um den Betrachter auf die Fährte zu locken. Aber ist es die richtige Spur? Welches Geheimnis hat das Bild hinter seiner verführerischen Oberfläche? Als Künstler ist Harald Gfader ein absoluter One-Man-Trailer, um im Jargon des Spurens lesens zu bleiben. Sowohl in Bezug auf die Suche nach sich selbst als auch auf den Betrachter seiner Werke – kein Rattenfänger, der mit billigen Tricks und Show buhlt, sondern ehrlich um den Menschen und seine Seele bemüht. Es gilt also Witterung aufzunehmen und, einmal gefunden und aufgespürt, in der Spur zu bleiben.

Von Ariane Grabher

SPUK UND SPUR

von Gabriele Bösch zu Harald Gfader
Schlins im April/Mai 2020

Es ist der 19. Juni 2020. Es wird das letzte Mal sein, dass ich hier einen Künstler oder eine Künstlerin, der oder die am Projekt Kunst und Bau beteiligt ist, interviewen werde. Mit einem Hauch von Abschiedsgefühl gehe ich die wenigen Schritte vom Parkplatz zur Schule hoch. Der Spielplatz rührt mich, hier hatte ich mich vor drei Jahren mit Bele Marx verabredet. Ich weiß noch, dass es damals sehr heiß war, und ich hier im Schatten eines großen Baumes auf sie wartete. Den Baum gibt es nicht mehr, das war mir im letzten Jahr gar nicht aufgefallen. Seltsam, denke ich, wie eine Baustelle meine Wahrnehmung zu verändern vermag. Wie mag sich „Schule“ für die Kids inmitten einer Baustelle angefühlt haben? Wie mag sich Schule für die Kids hier in einem allgemeinen Lockdown angefühlt haben? Wie mag sich Schule für die Kids hier anfühlen, jetzt, da die Black Lives Matter Bewegung die Welt mit Demonstrationen überzieht? Die Welt ist in Schockstarre und Aufruhr zugleich, denke ich und dass dieser Zustand vielleicht ein genaues Spiegelbild für die persönlichen Probleme der Kids hier ist.

An der Eingangstür lese ich, dass in den Gängen des Hauses Maske zu tragen ist, also setze ich meine violette, selbstgenähte Maske auf und gehe in jenen neuen Raum, der Stephen Mathewson schon zuvor als Atelier zur Verfügung stand. „Wieso trägst du Maske?“, lacht Harald Gfader. „Weil es so an der Tür stand“, antworte ich und befreie mich sofort von dem Ding, Abstand kann man hier ohnehin gut einhalten, der Raum ist groß genug. „Es ist ein ganz wunderbarer Raum zum Arbeiten“, sagt Gfader, „es ist eine echte Ateliersituation, man hat konstantes

Licht, Nordostlicht, und man ist in einem Séparée.“ Ja, ich weiß, denke ich und dass die Landschaft draußen mit ihren sanften Hügeln die Seele weit macht und weich. „Es geht um die Spur“, sagt Gfader. Am Boden liegt eine Zeichnung des Künstlers, die diese Sanftheit der Hügel längst aufgegriffen hat. Alles wird zur Spur, der Blick nach draußen, die Nachrichten, die du hörst, das Wackeln des Tapeziertisches, an dem manchmal auch mehrere Kids gearbeitet und so gegenseitig ihre Arbeit beeinflusst haben. Die Bewegung des anderen lenkt auch dich und umgekehrt. So entsteht in der Bewusstwerdung dieser Tatsache Achtung. Und wenn die Farbe des Nachbarn zu dir herüberrynt auf dein Blatt, ist das eine Spur, die du verfolgen kannst. Der Zufall ist eine Spur, nimm ihn auf, gestalte neue Wege damit. Arbeite mit dem, was die Welt dir bietet, und viel Kampf fällt weg.

Mitten im Raum steht dieser Tapeziertisch, an dem in diesem Moment Viktor arbeitet. Viktor arbeitet gerne allein und hochkonzentriert, und ich versuche, nicht zu stören. Auf dem Tisch liegen Bleistifte, Ölkreiden, selbstgemachte Holzkohle, japanische Aquarellfarben, die aus reinen Pigmenten und auf Honigbasis bestehen, Pinsel, klassische Wasserfarben, die auch Füllmittel enthalten. Zwei wunderschöne Stempel Setzkästen (eine Bearbeitungstechnik, mit der HGf selber immer arbeitet) mit Buchstaben und Zahlen stehen da, und im Umschauen sehe ich, dass sie reichlich verwendet wurden.

Das Stempeln ist wohl eine erste Art von Hochdruckverfahren, mit dem Kids einerseits einen leichten Zugang haben, dem weißen Blatt seinen gähnenden Schrecken zu nehmen, andererseits lernen sie, spiegelbildlich zu übersetzen. Was auf dem Holzstück verkehrt anmutet, verkehrt sich auf dem Blatt in eine Richtigkeit. Wer sich selbst als

verkehrt empfindet, dem muss man Mut machen, der Welt, diesem vielbemalten Blatt, den eigenen Stempel aufzudrücken, dem muss man Mut machen, hinzusehen, wie die Verkehrtheit sich zur Richtigkeit wandelt, wie das Ich mit der Welt zum Ganzen wird. Ich ist eine Spur zum Ganzen. Vielleicht hat Bakunin Ähnliches gemeint, als er mit seinen Ideen zur Befreiung von Herrschaft, mit seinen Ideen zur Gleichberechtigung der Völker, den antiautoritären Sozialismus begründete. Ich bin einigermaßen überrascht, diesen Namen hier auf ein Blatt gedruckt zu sehen.

Wunderbar, wie sehr sich die Künstler:innen auf, unsere' Kinder/Jugendlichen einstimmen konnten und sich gemeinsam mit ihnen auf innere Reisen begeben haben, die tiefgründig, melancholisch, federleicht, kraftvoll, zärtlich und oft humorvoll ihren künstlerischen Ausdruck fanden.

CHRISTOPH HACKSPIEL, GESCHÄFTSFÜHRER VORARLBERGER KINDERDORF

„Die Schüler:innen kommen aus dem Unterricht, um hier bei mir eben keinen Unterricht zu machen“, sagt Harald Gfader, „natürlich sprechen wir über alles, was sie beschäftigt.“ Alles wird Thema, alles ist Spur. Und um die Spuren malerisch zu verfolgen, gäbe es scheinbar triviale materielle Angebote, und doch sei gerade damit auch ein Lernen verbunden: Die Erfahrung, dass man den japanischen Pinsel zum Schreiben anders in der Hand halten muss als zum Malen, die kann man nur selbst machen. Begonnen hat Gfader seine Arbeit, indem er mit den Kids ein Heft aus Aquarellpapier erstellt hat, damit sie in die Materialität kämen, ins Haptische. Dass ein Bogen dieses Papiers 15 Euro kostet, hat die Kids beeindruckt und sie gingen

achtungsvoll mit dem Material um. Der Bogen wurde gefaltet. Die Fragen, was Raum sei, was Platzaufteilung, was Verteilung und was Grenzen seien, wurden dabei erörtert. Vier Felder für vier Bilder entstehen durch die Faltung, auf der Rückseite ist Platz für ein großes Bild, das dann in der Faltung verschwindet. Bei dieser Art von Herangehensweise muss die Paginierung berücksichtigt werden. Wo will ich was schlussendlich abgebildet haben. Das braucht Vorstellungskraft. Man faltet sich in eine Sache hinein, sagt Gfader, verschiedene Facetten von Haltungen, Ideen und Befindlichkeiten werden offenbar. Ein Vorgang, der tiefer reicht, als bewusst sein mag. Die Hefte werden dann mit Nadel und Faden gebunden und der Himmel aufgeschnitten. Das Heft ist somit ein Gefäß, das gefüllt wird. Das Heft nehmen die Kids nach der Stunde mit und bringen es wieder zur nächsten Stunde: Es ist quasi die Eintrittskarte. Zum Gespräch mit Harald Gfader finden sich jetzt auch Michael Hollenstein, Christoph Hackspiel und Teresa Marte ein. Teresa erzählt, dass die Paedakoop während des Lockdowns offen, der Betrieb allerdings heruntergefahren war, und dass am Anfang weniger Kinder kamen, vor allem jene, die Betreuung brauchten, und dass ab der dritten Woche wieder mehr Kinder kamen. Sie erzählt von einem Mädchen, das sich ursprünglich geschämt hatte, hier zur Schule zu gehen, das im Lockdown jedoch, im Lernen zu Hause, sich plötzlich gleichstellt fühlte mit allen andern Schülern und Schülerinnen in ganz Österreich, und sorgfältig seine Aufgaben erledigte und täglich eine Stunde mit dem Lehrer lernte.

Ich denke daran, wie schön es war mit ihm. Es war sehr ruhig. Diese ruhige Atmosphäre habe ich sehr genossen.

P.M.

Zusammen schauen wir auf die am Tisch und auf dem Boden liegenden Zeichnungen und Malereien. Es beginnt eine Art Bildbesprechung, die mich sehr berührt, da das Gemalte oft direkt die Geschichten, die Verletzungen und Verletzbarkeiten und die Persönlichkeiten dieser jungen Menschen zu enthüllen scheint.

Ich betrachte die Kohlezeichnung zweier Unterarme, die geritzt sind. Jeder Mensch trage Spuren in sich, sagt Gfader, auf der Haut, im Gesicht, in der Seele. Diese Spuren könne man mit ausgestreckten Armen vor sich her tragen wie eine Monstranz oder sie in Freiheit weiterverarbeiten. So wird hier, im Akt des Malens, das Papier zur Haut, auf der du Spuren hinterlässt. Neben diesem Blatt liegen noch andere Kohlezeichnungen. Mit Kohle hätten die Kids sehr gerne gearbeitet, erzählt Gfader, der Tastsinn sei der höchste Sinn. Bei diesen Worten muss ich an Stephen Mathewson und seine schwarzen Finger denken, er hat wohl auch eine Spur bis hierher gelegt.

Manche Kids hätten einen Radiergummi gefordert. Gfaders Antwort war, dass man in der Kunst keinen Radiergummi, höchstens ein Messer brauche. Viktor habe darauf seinen eigenen Radiergummi mitgebracht. Diese leise Widersetzung imponiert mir, wenn ich Gfader auch Recht gebe. Die Literatur braucht mitunter sogar eine Axt.

Gfader weist auf bunte Blätter, die Schleifen darstellen. Der Jugendliche, der sie gemalt hat, sei besonnen und von genauer Beobachtungsgabe. Er bereite seinen Platz genau vor, widme sich mit Akribie den Farben und ihren Wirkungen. Er habe mit offenen Formen experimentiert und sei dann zu den Schleifen übergegangen. Er arbeite mit unglaublicher Zielstrebigkeit, sei eine Stunde lang fast im Nirwana. Diesen Begriff habe ich schon sehr lange nicht mehr gehört und ich muss schmunzeln. Aber ich sehe ganz klar die Ernsthaftigkeit und Gfader kann auch die Tagesverfassung erkennen. Dunkel und licht, satt und sanft, ruhend und bewegt. Nacht ist dann, wenn die Intensität von Schwarz und Lila dich Sterne ahnen lässt. Es gibt aber auch Blätter, auf die etwas gedruckt ist. Ich frage nach, was es damit für einen Belang hat. Allmählich beginne ich zu verstehen, dass Gfader selbst Spuren mitgebracht hat, mit denen die Kids arbeiten durften. Er hat Blätter mitgebracht, auf die er via Transferdruck Elemente aus Malereien von Hilma af Klint, einer schwedischen Malerin des frühen 20. Jahrhunderts, gebracht und wenig dazu gemalt hat. Die Kids durften sich solche Blätter nehmen und weiter daran malen. „Die Arbeit mit den Kids ist wie eine Gratwanderung auf einem Schwebebalken“, sagt Gfader, „darauf müssen wir uns bewegen. Die Jungen müssen Anlauf

Mir hat besonders gut gefallen, dass wir ein Buch gemacht haben. Ich habe gelernt, beim Zeichnen mit Kohle umzugehen.

P.M.

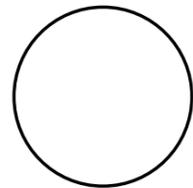
nehmen, über meine Arbeit drüber laufen.“ So hat Viktor auf die Blumen im Bild reagiert und um eine lichte Farbspur einen Baum gemalt. Die zart vorge-druckten Blumen verwandeln sich solchermaßen zu Schmetterlingsfrüchten an dünnen Ästchen. Das ist Poesie in Teamarbeit, die nur entstehen kann, wer in Achtung vor dem anderen, und letztendlich vor sich selbst, eigenen Mut aufbringt und sich gleichstellt. Ich staune.

Auf dem Boden vor dem Riesfenster liegen neben- und teilweise übereinander mehrere Blätter auf einer Sperrholzplatte, mit der es auch eine besondere Bewandnis hat. Diese Holzplatte wird die Rückwand einer Vitrine bilden, die 90 x 120 cm groß und 10 cm tief und vorne mit Glas abgeschlossen ist. Dahinein werden schlussendlich ausgewählte Blätter montiert. Ausgewählt werden sie darum, weil sich Spuren ja auch wieder verwischen, sagt Gfader.

Als ich ein paar Tage später noch einmal auf den Jagdberg komme, um an der Vernissage teilzunehmen, kann ich das Resultat bestaunen. Die Vitrine ist fertig, ein gemeinsames Werk ist entstanden, das hier an einer der noch kahlen Wände seinen Platz finden wird, eingereiht in die Werke all jener Künstler und Künstlerinnen, die in den vier Jahren bis jetzt hier tätig waren, die ihre Spuren hinterlassen haben. Zweimal musste Gfader seinen Aufenthalt hier verschieben – einmal aufgrund eines Unfalls, das zweite Mal aufgrund der Coronapandemie. Der Spuk wurde durch Spur getilgt.

Vor der Vitrine liegen die fertigen Hefte, lange blättere ich darin. Diese Intensität – ich atme sie tief ein. Und bei manchem Blatt bilde ich mir ein, auch Spuren der vorigen Künstler und Künstlerinnen zu sehen. Ich sehe Bele mit den Kids Kulissen malen, ich spüre Ferdinands Stille, ich sehe die schrittweise Aneignung eines Themas von Maria, ich sehe den Mut von Flatz, die Genauigkeit in der Wahrnehmung von Ingo, die Geduld und Hingabe von Ilse, die rhythmisch-musikalische Frottage von Stephen – Gfader hat in seiner Arbeit mit den Kids diese Spuren sichtbar werden lassen. Ich staune noch immer darüber, wie das geht. Kann es sein, dass es umgekehrt ist? Dass alles schon da war in den Kids, bevor die Künstler:innen kamen und sie jetzt alles zeigten, weil sie wussten, das ist das letzte Mal? Kunst wird erst dann interessant, wenn wir vor etwas stehen, das wir nicht gleich restlos erklären können, hat Christoph Schlingensiefel einmal gesagt. In diesem Sinne bin ich geneigt zu sagen, diese vier Jahre Kunst und Bau hier an der Paedakoop bilden ein einzigartiges Gesamtkunstwerk. Ich hatte viel Freude daran. Und ich wünsche all diesen Kindern und Jugendlichen von Herzen das Beste für ihre Zukunft.





**Werk der
Frohbotschaft
Batschuns**



**Vorarlberger
Kinderdorf**



Dank & Impressum

Herausgeber

Kulturabteilung des Landes Vorarlberg

Projektleitung und Redaktion

Susanne Fink

Text

Gabriele Bösch

Ariane Grabher

Grafik

Magdalena Türtscher

büro-magma.at

Fotografie

Aurelia Bösch

Gabriele Bösch

Bele Marx & Gilles Mussard

Martin Moser

Paedakoop

Druck

Druckhaus Gössler, Dornbirn

1. Auflage, 300 Stück, Sommer 2021

Die Namen der Schüler und Schülerinnen sind anonymisiert.

